

<b>Zeitschrift:</b>	Schaffhauser Beiträge zur Geschichte
<b>Herausgeber:</b>	Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
<b>Band:</b>	77 (2000)
<b>Artikel:</b>	"Wo es hell ist, dort ist die Schweiz" : Flüchtlinge und Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zur Zeit des Nationalsozialismus
<b>Autor:</b>	Battel, Franco
<b>Kapitel:</b>	Interviews
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-841539">https://doi.org/10.5169/seals-841539</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

## Interviews

---

### Interview 1:

Marie Furrer, Schaffhausen, Interview vom 30. 9. 1994

«Ich kam am 25. Juni 1906 zur Welt. Zuerst wohnten wir an der Hochstrasse 119. Später zogen wir ins Haus meiner Grosseltern an die Webergasse 26, wo ich mit zwei Geschwistern und einem von unsrern Eltern angenommenen Kind aufwuchs. Vor meiner Geburt hatten meine Eltern für einige Zeit in Singen gelebt. Vater kam dann als Schlosser zu GF<sup>1</sup> nach Schaffhausen. Er war ein überzeugter Gewerkschafter, hatte aber im Gegensatz zu meiner Mutter wenig mit der Partei<sup>2</sup> zu tun. Das GF bot ihm an, Meister zu werden. Er hätte dafür aber aus der Gewerkschaft austreten müssen. Das lehnte er ab, und so wurde er nicht Meister. Vater hat sich immer gewehrt und hat sich nicht kaufen lassen. Im Ersten Weltkrieg hatte er als Deutscher das Aufgebot erhalten. Mit der Begründung, er müsse für seine Familie sorgen, weigerte er sich. Damals galt dies noch. Später war er für einige Zeit arbeitslos, fand dann aber auf dem Bau Beschäftigung. Zuletzt war er bei der Stadt als Strassenwischer angestellt. Meine Mutter arbeitete im Haushalt, führte eine Kostgeberei, putzte Büros oder arbeitete in den Reben. Sie war eine fleissige, bewusste und hilfsbereite Frau. Sie war im Vorstand der Kommunistischen Partei<sup>3</sup> und schrieb die Protokolle. In der Schule besuchte ich keinen Religionsunterricht, dafür hatten wir einen guten Anschauungsunterricht mit sozialem Einschlag bei Pfarrer Carl Stuckert. In der Freizeit trug ich für eine Wäscherei Wäsche aus und verdiente damit ein paar Franken. Zu jener Zeit war es nicht so, dass alle einen Beruf lernen konnten. Ich arbeitete nach der Schule als Hausmädchen in Zürich und später in der Wollen-

---

1 Georg Fischer-Werke.

2 Kommunistische Partei.

3 Sektion Schaffhausen.

fabrik Chessex in Schaffhausen. Daneben war ich im Kommunistischen Jugendverband. Ich erinnere mich an einen Streik, weil die Moser-Metzg<sup>4</sup> einen Arbeiter entlassen hatte. Der Kommunistische Jugendverband organisierte eine Demo auf dem Fronwagplatz. Wir hatten Plakate und riefen zum Boykott der Moser-Metzg auf: <Kauft keine Servelats in der Moser-Metzg>, stand da drauf. [lacht] Jetzt kann man darüber lachen. Die Aktion war erfolgreich, und der Arbeiter wurde wieder eingestellt. Aber wir hatten Lämpen<sup>5</sup> mit der Polizei. Die rissen uns auf dem Fronwagplatz die Plakate herunter. Da strichen wir die Plakate hinten mit Men-nige an. Auf diese Weise versauten sich die Polizisten die Uniform.

Auf dem Gelände, wo heute das Museum zu Allerheiligen steht, hatte der Kommunistische Jugendverband sein Lokal. Hermann Erb, der spätere Stadtrat, leitete die Gruppe. Ich war eine der wenigen Frauen, die dort mitmachten. Ich erinnere mich, wie wir zur Zeit des Moser-Metzg-Streiks von unserem Lokal aus durch die Stadt zogen und schliesslich zum Platz gelangten, wo das Gebäude der Arbeiterzeitung steht. Dort kamen uns drei Polizisten mit einem Besoffenen entgegen. Ich sagte laut: <Au – drei mit einem!> Da kam Polizist Affeltranger auf uns zu und wollte wissen, wer das gerufen hatte. Einer von uns sagte, er sei es nicht gewesen. Schliesslich musste ich dran glauben und wurde auf den Posten mitgenommen. Mein Vater kam und wehrte sich für mich. Als ich schliesslich gehen konnte, sagte der Affeltranger noch, er werde meinem Chef schon sagen, was für eine Person ich sei. Wenig später bekam ich die Kündigung. Ich hatte zwei Jahre bei Chessex gearbeitet. In Schaffhausen fand ich darauf keine Arbeit mehr. Ich fragte in verschiedenen Fabriken. Es war aber alles nichts. Ich war anscheinend auf der schwarzen Liste. Eine Verwandte half mir dann, in Locarno eine Saisonstelle in einem Café zu bekommen. Dort war ich in der Küche beschäftigt.

1928 fand ich wieder Arbeit in Schaffhausen, nämlich in der Gummistrickwaren-Fabrik in den Gruben. Es gab wenig Lohn, und die Behandlung war nicht gut. Ich begann mit einem Stundenlohn von 55 Rappen. Mit dem Chef konnte man überhaupt nicht reden. Das war ein arroganter Cheib.<sup>6</sup> Von dem ist nie jemand ohne Streit fortgegangen. Ich erhielt nach zwölf Jahren die Kündigung, weil ich mich über die schlechten Arbeitsbedingungen beschwert hatte.

1929 heiratete ich Hans Grimm. Ich hatte ihn im Satus<sup>7</sup> kennengelernt, obwohl seine Eltern eingefleischte Katholiken waren. Die hatten eine Galvanisierungsanstalt an der Rheinstrasse. Ein Jahr nach der Heirat hatte ich einen Bub. Mit dem Grimm ist es aber nicht gut gelaufen. Er hat immer nur kritisiert. Mit dem Geld hielt er mich kurz. Er nahm für sich alles heraus. Mir gegenüber war er aber kleinlich. Mit meiner Einstellung<sup>8</sup> hätte ich nichts machen dürfen. Am Anfang tat er so, als würde er meine Einstellung anerkennen. Er hatte sich wohl vorgestellt,

---

4 Metzgerei Moser.

5 Schwierigkeiten.

6 Kerl.

7 Arbeiterturnverein.

8 Gemeint ist die Mitgliedschaft im Kommunistischen Jugendverband.

dass ich mich nach der Heirat dann schon nach ihm richten würde. Aber das war nicht drin. Ich habe bald gesagt, dass ich das nicht weiter mitmache. Ich wollte die Scheidung. Er wollte zuerst nicht. Ich brachte es schliesslich aber doch soweit, dass wir 1934 geschieden wurden. Der eigentliche Auslöser war gewesen, dass ich in Paris einen Frauenkongress besucht hatte. Als er mir deswegen blöd kam, war es für mich aus. Zuerst wollte er mir noch den Buben streitig machen. Er dachte, er müsse nur sagen, dass ich Kommunistin sei, und dann würde er den Buben schon bekommen. Und überhaupt würden wir nicht geschieden, und sie würden mich nur auslachen. Ernst Illi, der damals Arbeitersekretär war, half mir. Es klappte, und ich konnte das Kind behalten. Ich bin dann wieder zu meinen Eltern an die Webergasse gezogen. Sie wohnten zu jener Zeit im Haus Nr. 48. Ab 1933 bemühte sich die Rote Hilfe, von den Nazis Verfolgte zu unterstützen. Hans Brüllmann leitete die Schaffhauser Sektion. Leider ist er früh gestorben. Er hatte ein grosses Organisationstalent und half vielen weiter. Ich verband mich 1934 mit der Roten Hilfe. In die Kommunistische Partei – das war in Schaffhausen nur noch eine kleine Gruppe – trat ich erst 1936 ein. Die Einstellung hatte ich aber schon immer gehabt – von den Eltern her. Ich war ja auch im Kommunistischen Jugendverband gewesen.

Wir hatten immer noch Kontakte zu Singener Antifaschisten – vor allem zur Familie Harlander. Die Rote Hilfe Schaffhausen unterstützte sie. Xaver Harlander arbeitete damals noch als Grenzgänger in einem Gipsergeschäft in der Webergasse und war so an den Werktagen in Schaffhausen. Durch unsere Einstellung hatten wir Verbindung zueinander. Harlander hatte aber auch Kontakte zu Genossen in Zürich.

Harlander berichtete uns jeweils, wenn jemand bei ihnen in Singen angekommen war, der in die Schweiz musste. Meine Aufgabe war es, Geld – aber auch Wäsche und Kleider – für diese Leute zu sammeln und Fahrkarten zu besorgen. Vor allem aber musste ich von mir gelöste Tagesscheine nach Singen bringen. Ich bin dann mit meinem Pass zurück, und die Flüchtlinge kamen mit dem von mir gelösten Tagesschein über die Grenze. Das war unser Trick.

Die Rote Hilfe hatte damals in Schaffhausen etwa ein halbes Dutzend Anlaufstellen, wo die Flüchtlinge hinkonnten. Dort wurden sie verpflegt oder konnten übernachten. Solche Anlaufstellen für Flüchtlinge waren die Familien Schauflerberger an der Webergasse, Dudler an der Fischerhäuserstrasse, Hedinger in Feuerthalen, Schopper an der Krummgasse und Keil an der Kamorstrasse. Und Hans Wehrli hatte an der Repfergasse ein Haus gemietet, wo man zeitweise auch Flüchtlinge unterbrachte und verpflegte. Auch wir hatten verschiedentlich Flüchtlinge bei uns. Bei uns konnten sie allerdings nur essen. Platz zum Übernachten hatten wir nicht. Eine Entschädigung dafür erhielten wir nicht. Wir machten es aus Solidarität. Die Flüchtlinge sind meist nach kurzer Zeit weiter. Ihr Ziel waren grössere Städte – Zürich oder Basel.

Zu jener Zeit war ich mit dem Grimm in der Scheidung. Mit ihm konnte ich über diese Dinge überhaupt nicht sprechen.

Manchmal ging ich in Wehrlis Haus an der Repfergasse und sprach mit den Flüchtlingen, die dort waren. Einmal erzählte einer, wie er sich nach der Befreiung an den Nazis rächen wollte. In ein Gölleloch<sup>9</sup> wollte er die Nazis stecken und knapp darüber ein grosses, drehendes Speichenrad befestigen. So hätten die bei jeder Speiche untertauchen müssen.

Die Polizei wusste sicher von Wehrlis Haus. Es wurde aber – soviel ich weiß – halbwegs toleriert, und wir hatten keine Schwierigkeiten. Es gab damals in weiten Kreisen eine Solidarität den Flüchtlingen gegenüber.

Einer der Helfer, der auch Flüchtlinge herüberholte, war der Gottfried Wasem. Wasem war öfters bei uns an der Webergasse. Eines Tages kam er und sagte, man müsse in Singen eine Frau holen, die gefährdet sei. Ich konnte aber nicht fahren, denn ich arbeitete ja in der Strickwarenfabrik. Gottfried Wasem machte sich dann selber auf den Weg, obwohl er bereits gewarnt worden war und wusste, dass man ihn in Deutschland suchte. Meine Mutter gab ihm meinen Pass mit. Sie hatte die Hoffnung, dass der vielleicht etwas nützen könnte. Als Wasem am Singener Bahnhof ausstieg, wurde er verhaftet. Die deutschen Beamten fanden bei ihm natürlich auch meinen Pass und informierten die Schaffhauser Kantonspolizei. Ich erhielt darauf von der Kantonspolizei eine Vorladung und wurde verhört. Wasem in Singen und ich in Schaffhausen machten ohne Absprache die gleiche Aussage: Wasem, der ledig war, habe damals so halbwegs bei uns gelebt und meine Mutter hätte so die Pässe verwechselt. Obwohl mir Kantonspolizist Meyer nicht glaubte, geschah mir nichts.

Die Deutschen hatten nun meinen Namen, und ich musste sehr vorsichtig sein. Eigentlich hätte ich nicht mehr über die Grenze fahren sollen. Nach Xaver Harlanders Verhaftung<sup>10</sup> wollte ich aber nochmals mit seinen Eltern sprechen und fuhr trotzdem nach Singen. Als ich in die Harsenstrasse einbog, sah ich aber schon von weitem die Hakenkreuzfahne an Harlanders Haus flattern. Die Eltern Harlander – beide waren schon über 70 – waren also auch verhaftet worden, und ihr Haus war beschlagnahmt. Ich ging nicht ans Haus heran, sondern stellte mich gleichgültig und kehrte unbemerkt zum Bahnhof und nach Schaffhausen zurück. Ich hatte damals grosses Glück und muss froh sein, dass ich noch hier bin. Es hätte auch anders kommen können.

Wasem blieb – wie die zu jener Zeit ebenfalls verhafteten Schaffhauser Hans Hirt und Fritz Werner – jahrelang in deutscher Haft, ohne dass sich die Schweiz für sie eingesetzt hätte. Die Rote Hilfe organisierte für ihre Angehörigen – und auch für die Angehörigen der verhafteten Singener – Sammlungen.

Hans Hirt, der Zeitungen hinausgebracht hatte und dabei erwischt wurde, berichtete mir nach dem Krieg, dass mich zu jener Zeit ein Deutscher in Schaffhausen gesucht habe. Der wollte die 500 Reichsmark kassieren, die in Singen für meine Verhaftung ausgeschrieben waren. [lacht] Hans erzählte mir, dass der die Stim-

9 Jauchegrube.

10 Xaver Harlander wurde am 23. 1. 1935 verhaftet.

<p>Page deuxième</p> <p>Nº 353951 *</p> <p>Ce livret est de 32 pages</p> <p>* Etat civil Familienstand Stato civile   verheiratet</p> <p>Profession Beruf Profession</p> <p>Originaire de Heimatberechtigt in Citadino di Turgi</p> <p>Canton Kanton Cantone Aargau</p> <p>Né le Geb. den Nato il 25. Juin 1936 (mille - sechs)</p> <p>Epoche née le Ehefrau geb. den Moglie nata il</p> <p>Taille Höhe Statura 161 cm</p> <p>Yeux Augen Ochi Ibraun</p> <p>Cheveux Haar Capelli Ibraun</p> <p>Signes particuliers Besondere Kennzeichen Segni particolari</p> <p>Zweite Seite Pagina seconda</p> <p>Dieses Büchlein umfasst 32 Seiten Questo libretto consta di 32 pagine</p>	<p>Ce livret est de 32 pages</p> <p>Nº 353951 *</p> <p>Page troisième</p> <p>PHOTO</p>  <p>Signature Unterschrift Firma</p> <p>Signature de l'épouse Unterschrift der Ehefrau Firma della moglie</p> <p>Ce passeport est valable jusqu'au: Dieser Pass ist gültig bis zum: Questo passaporto è valevole fino al:</p> <p>25. Juni 1936 (mille - sechs)</p> <p>Prolongations voir pages Verlängerungen siehe Seiten Prolungamenti vedi pagine</p> <p>Dieses Büchlein umfasst 32 Seiten Questo libretto consta di 32 pagine</p> <p>Dritte Seite Pagina terza</p>
--	--

Abb. 18: Pass von Marie Grimm, der bei der Verhaftung Gottfried Wasems in Singen beschlagnahmt wurde (BAZ).

mergasse – die Stimmerstrasse hiess damals noch Stimmergasse – gesucht hatte. Dies war meine alte Adresse, die noch in meinem Pass stand. Weil er annahm, die Stimmergasse würde sich in der Altstadt befinden, fand er sie nicht.<sup>11</sup> Was der mit mir hätte machen wollen, hätte er mich gefunden, weiss ich nicht.

Auch Leute von der SP halfen Flüchtlingen – auch Bringolf selber tat dies –, aber Kontakte oder eine Zusammenarbeit mit ihnen lag nicht drin. Jeder schaute nur für sich. Alles war politisch geteilt. Wir unterstützten hauptsächlich KP-Leute und die SP ihre Leute. Man sagt oft, es sei eben gefährlich gewesen, alles habe geheim bleiben müssen und darum habe man nicht zusammengearbeitet. Ich kann dies nicht anerkennen und akzeptiere nicht, dass man nicht miteinander verkehrt und gesprochen hat. Auch wenn man aufpassen musste, eine Zusammenarbeit wäre schon möglich gewesen. Aber man hat ja auch nach dem Krieg nichts voneinander gewusst und hatte keine Verbindung.

Durch den Untergang Spaniens und durch die Übermacht, der wir nachgeben

<sup>11</sup> Der Pass Marie Furrers ist abgelegt in: BAZ, ZC 11235, Bd. 1. Dort ist auch ein Schreiben des Gendarmeriekommissars Münz vom 30. 8. 1935 überliefert, das bezeugt, dass tatsächlich ein deutscher Beamter den Auftrag hatte, Marie Furrer in Schaffhausen ausfindig zu machen.

mussten, herrschte bei uns eine Depression. Es war wie eine politische Ruhepause. 1941 heiratete ich Willi Furrer, meinen zweiten Mann. Ich hatte ihn in der Partei kennengelernt. Er war Gipser und hatte verschiedene Gipser-Streiks organisiert. Wir wohnten an der Birkenstrasse und dann in der Fulach unten. Nach dem Krieg hatte man schon wieder Kontakte, auch mit Singen. Aber es war eine ruhige Zeit, und man hat nicht viel gemacht. In den 60er Jahren waren wir beim Arbeiter-Motorradclub – Willi war Präsident – und wir unternahmen zusammen verschiedene Ferienfahrten. Das war schön. Ich sass immer hinten auf dem Motorrad.

Wir waren beide in der PdA. Ich bin auch heute noch Mitglied. Für mich gibt es nichts anderes. Parteimässig bin ich aber nicht mehr besonders aktiv, sondern bin vor allem in der Friedens- und Frauenbewegung tätig. Zu diesen Leuten habe ich bis heute Kontakt.»

## Interview 2:

Erwin Kessler, Schaffhausen, Interview vom 14. 3. 1994

«Ich wurde am 16. Januar 1908 in Herblingen als Sohn eines Landjägers geboren. Nach dem Abschluss der Sekundarschule begann ich eine Lehre als Feinmechaniker in der Watch<sup>12</sup> in Schaffhausen. Anschliessend arbeitete ich dort ein Jahr als gelernter Feinmechaniker. Darauf absolvierte ich die Rekrutenschule als Telegrafenpionier in Liestal. Nach der Rekrutenschule arbeitete ich als Feinmechaniker im Welschland, so in Le Locle, La Chaux-de-Fonds und in Porrentruy. Als ich einige Monate in Porrentruy tätig gewesen war, kam der Betriebsleiter zu mir und erklärte, dass keine Bestellungen mehr eingegangen seien und dass sie Leute entlassen müssten. Ich solle mir eine andere Stelle suchen. Ich schilderte meinem alten Lehrmeister in der Watch meine Lage. Dieser erklärte, ich könne morgen schon wieder bei ihm anfangen.

Nach einigen Monaten suchte das Schaffhauser Polizeikommando drei Aspiranten. Ich meldete mich. Nach einiger Zeit bekam ich Bescheid, dass ich auf Anfang März 1930 als Aspirant in den Polizeidienst eintreten könne. Nach Absolvierung der einjährigen Ausbildung war ich als Polizeibeamter in der Stadt Schaffhausen tätig.

Im Herbst 1934 erhielt ich den Dislokationsbefehl nach Merishausen. Dort sollte ich den Landjägerposten übernehmen. Der Posten Merishausen befand sich zu jener Zeit bei der Milchzentrale, also mitten im Dorf. Unsere Dienstwohnung hatten wir im ersten Stock der Milchzentrale.

Zur Landjägerstation Merishausen gehörten auch die Gemeinden Bargen, Op-

---

12 International Watch Company, IWC.

fertshofen und Altdorf. Die Gemeinden Opfertshofen und Altdorf erreichte ich zu Fuss oder mit dem Velo übers Chörblitobel oder über Wiechs, also über deutsches Gebiet. Ich fuhr also öfters über deutsches Gebiet und hatte darum bald Kontakt zu den deutschen Gendarmen in Tengen. Wir hatten ein gutes Einvernehmen. Doch einmal liessen sie mich nach Tengen kommen. Auf dem dortigen Polizeiposten wurde mir erklärt, dass sich in der Buchberghütte bei Merishausen immer wieder deutsche Sozialisten aufhalten würden. Sie ersuchten mich, die Namen dieser Leute herauszufinden und ihnen zur Kenntnis zu bringen. Dies lehnte ich strikte ab. Ich wusste nicht einmal davon und hatte auch keine Zeit für so etwas. Im Laufe des Jahres 1938 kam es zur ersten grossen Fluchtwelle. Es waren vorwiegend Juden, die illegal in die Schweiz gelangten. Anfänglich kamen sie einzeln oder zu zweit, dann aber vermehrte sich die Zahl der Flüchtlinge täglich. Mit sämtlichen Flüchtlingen musste ich zu Fuss nach Schaffhausen, um sie dem Zentralposten zuzuführen. Mit der Zeit waren so viele Flüchtlinge in Schaffhausen, dass sie in der Buchberghütte und im Ferienheim bei Büttenhardt untergebracht und verpflegt wurden.

Mehrfach kam es vor, dass ich jüdische Flüchtlinge wieder über die Grenze zurückstellen musste. Ich erinnere mich gut an einen solchen Fall: Auf dem Bargener Zollamt befand sich, von der Grenzwacht aufgegriffen, eine grosse jüdische Familie. Insgesamt waren es acht Personen. Der Befehl aus Bern via Polizeikommando Schaffhausen lautete, dass keine Flüchtlinge mehr eingelassen werden durften. Sie mussten also wieder zurückspediert werden. Das war jedesmal ein Drama, denn die Flüchtlinge glaubten, sie könnten in der Schweiz bleiben.

Als ich – begleitet von einem Grenzwächter – mit den Flüchtlingen den Bargener Stich aufwärts Richtung deutsches Zollamt Neuhaus marschierte, fragten uns die Flüchtlinge, was nun mit ihnen geschehe. Ich gab ihnen zu verstehen, dass von Bern aus der Befehl gekommen sei, sie wieder nach Deutschland zurückzuführen. Darauf fielen uns die Frauen um den Hals, die Männer legten sich auf den Boden und die Kinder weinten. Wir waren gezwungen, mit diesen Leuten wieder zum Zollamt Bargen zurückzukehren. Von dort aus telefonierte ich dem Kommando und erklärte, was geschehen war. Der Polizeikommandant beorderte darauf einen Polizisten mit einem Auto nach Bargen, um die Flüchtlinge mit dem Auto dem deutschen Zollamt Neuhaus zuzuführen.

Zuerst fuhren wir die Frauen mit den Kindern zum deutschen Zollamt. Dort hießen wir sie aussteigen. Da ich wusste, dass sie von deutschen Zollbeamten in die Schweiz überstellt worden waren, protestierte ich beim Zollamt Neuhaus im Auftrag des Polizeikommandos. Dann fuhren wir zurück und holten die Männer, da diese bei der ersten Fahrt keinen Platz gehabt hatten. Als wir die Männer geholt hatten, kamen uns die Frauen und die Kinder auf halbem Weg nach Bargen schon wieder entgegen. Erneut mussten wir alle nach Bargen zurückkehren. Dort telefonierte mein Kollege, der mit dem Auto aus Schaffhausen gekommen war, mit dem Polizeidirektor. Dieser gab Weisung, die Flüchtlinge nach Schaffhausen zu bringen, wo sie dann auch bleiben konnten.



Abb. 19: Landjäger Erwin Kessler (zweiter von rechts) mit Flüchtlingen zwischen Beggingen und Schleitheim, April 1945 (Privatbesitz).

Da mein Kollege – als er dem Regierungsrat telefoniert hatte – das Polizeikommando umgangen hatte, mussten wir später beim Kommando vortraben. Dort bekamen wir einen Rüffel.<sup>13</sup> Ich konnte mich aber halbwegs herauswetzen, da ich ja vom Telefonat mit dem Regierungsrat nichts gewusst hatte.

Vom 1. April 1940 bis zum 1. April 1947 führte ich dann die Landjägerstation in Schleitheim, der auch die Dörfer Beggingen und Siblingen zugeordnet waren. Dort kamen nur vereinzelt Juden über die Grenze, dafür um so mehr Kriegsgefangene aus Frankreich, die in deutschen Lagern untergebracht waren. Bei den französischen Flüchtlingen hatten wir keine Rückschaffungen nach Deutschland vorzunehmen, sondern konnten alle nach Schaffhausen transportieren. Von dort aus wurden sie über Genf nach dem unbesetzten Frankreich ausgeschafft.

Zu Beginn flohen viele in Vierer- oder Fünfergruppen. In solchen Gruppen war jedoch die Gefahr gross, von deutschen Zöllnern geschnappt zu werden. Die Flüchtlinge kamen ja meist aus Gefangenengläsern, und dort wurde dies schnell bekannt. Daher trennten sich viele kurz vor der Grenze. Die kamen dann einzeln bei uns an, und das erste, was die jeweils fragten, war, wer von den andern schon da sei.

13 Dort wurden wir verwarnt.



Abb. 20: *Landjäger Erwin Kessler beim Abfassen eines Einvernahmeprotokolls in der Schleitheimer Turnhalle, April 1945 (Privatbesitz).*

Die Zahl der Flüchtlinge nahm fast täglich zu. In Schleitheim hatte ich ein altes, unbewohntes Haus – im Höfli hiess es – zur Verfügung, wo Flüchtlinge, die gegen Abend oder in der Nacht ankamen, untergebracht und verpflegt werden konnten. Verpflegt wurden sie durch die Geschwister Stamm vom Restaurant Leuen. Als immer mehr Flüchtlinge kamen, nahm sich der Frauenverein Schleitheim der Flüchtlinge an und sammelte Kleider und Schuhe. Die aus Gefangenengenlagern entwichenen Flüchtlinge kamen ja oft in schlechtem körperlichen Zustand bei uns an. Sie waren hungrig, schlecht bekleidet und manchmal hatten sie nicht einmal Socken und Schuhe. Oft musste man ihre von Ungeziefer befallenen Kleider sofort verbrennen. Doktor Schoch hatte mich gewarnt und gesagt, ich müsse aufpassen, dass ich nicht noch selber Ungeziefer bekomme. Schleitheim war die härteste Polizeistation, die ich je hatte und vermutlich eine der strengsten im ganzen Kanton. Ich hatte von jedem Flüchtling die Personalien aufzunehmen, einen Einvernahmerapport in vierfacher Ausführung – eine Kopie behielt ich – zu tippen und ein Effektenverzeichnis zu erstellen. Ich musste die Flüchtlinge dann mit dem Tram in die Stadt bringen und fuhr mit dem nächsten sofort wieder nach Schleitheim. Ein Weg dauerte damals noch eineinhalb Stunden! Kaum war ich zurück, musste ich oft sofort wieder los nach Beggingen, ins Babental oder nach Oberwiesen. Dort warteten schon wieder Flüchtlinge. Die

musste ich dann wieder abholen, verpflegen, einvernehmen und nach Schaffhausen bringen. Einmal hatte ich so viele Flüchtlinge, dass ich während drei Tagen und drei Nächten nicht ins Bett kam. Wenn wieder eine grosse Zahl von Flüchtlingen angekommen war, half mir jeweils Lehrer Paul Rahm beim Tippen der Rapporte. Den konnte man auch in der Nacht anrufen. Daneben hatte ich natürlich noch die übrigen Aufgaben der Polizeistation zu erledigen.

Von vielen Flüchtlingen bekamen wir später Dankesschreiben. Bevor wir ins Altersheim umzogen und räumen mussten, hatten wir noch eine Schachtel voll von Briefen und Karten. Einige versprachen, sie würden uns von zu Hause Geld schicken. Es ist aber nie etwas gekommen. [lacht] Vor ein paar Jahren besuchte uns ein Franzose, der als Kriegsgefangener aus Deutschland geflohen war. Er zeigte seinem Sohn, wo er die Grenze überschritten hatte. Wir erhielten von ihm sechs Flaschen Wein, weil er damals so gut verpflegt worden war.»

### Interview 3:

Selma Sessler-Klumak, Zürich, Interview vom 11. 4. 1995

«Ich wurde 1912 in Budapest geboren, verbrachte meine Kindheit und Jugend aber in Wien. Ich war ein Kriegskind. Meine erste Erinnerung ist Hunger. Ich hatte schrecklich viel Hunger. Mein Vater war im Krieg. Nach seiner Rückkehr machte er zusammen mit einer Kompagnonin ein Geschäft auf: Brautausstattungen auf Abzahlung. Ab diesem Zeitpunkt ging es uns besser.

Klumak ist eigentlich ein tschechischer Name, aber die Familie meines Vaters war schon seit mehreren Generationen in Wien ansässig. Während die Geschwister meines Vaters zum Christentum übergetreten waren, blieb mein Vater Jude. Dies, ohne sehr religiös zu leben. Meine Mutter – eine geborene Friedmann – stammte dagegen aus einer frommen Familie. Sie war in Kiew zur Welt gekommen.

Als Kind spürte ich nichts vom Antisemitismus. Mit einer Ausnahme: Ich ging schon zur Schule, da rief mir ein Mädchen «Saujüdin» nach. Da bin ich zu der hin und haute ihr einfach mit der Faust ins Gesicht. Ich schlug ihr dabei einen Zahn heraus. Ich wurde dafür bestraft. Aber der Zahn ist ihr nicht mehr nachgewachsen, [schmunzelt] das war nämlich schon ein zweiter.

Wir hatten den Hannover-Markt in der Nähe. Dort gab es auch ein paar jüdische Stände. Als Hitler in Wien einmarschierte, begannen die Plünderungen. Ich erinnere mich an eine Marktfrau – ich glaube sie hieß Lutomirski –, die Butter verkaufte. Sie hatte die frischeste Butter, die man überhaupt kaufen konnte. Die Leute sind bei ihr angestanden. An jenem Tag aber standen sie nicht an und kauften auch nichts, sondern sie plünderten – bis alles weg war. Leute aus unserem Haus sind mit den geplünderten Waren zu uns in den ersten Stock

gekommen, stellten die Sachen schnell hin und sagten: ‹Halten sie mir das auf! Es wird noch geplündert. Ich will mir noch was holen.› Natürlich wussten die, dass auch wir Juden waren. Aber die zählten uns einfach nicht dazu. Wir feierten mit ihnen Weihnachten, und sie feierten mit uns. Es war ein wirklicher Austausch. Wir spielten auch mit Kindern, deren Eltern eigentlich streng antijüdisch waren. Als die Nazis dann auch an unser Haus kamen, liessen sie keinen rein. Sie sagten nicht, dass hier Juden wohnten. Wir waren ihre Hausjuden und wurden beschützt. Mein Vater war nach 1918 – seit seiner Rückkehr aus dem Krieg – zu gutem Wohlstand gekommen. Obwohl er wenig Ahnung vom Judentum hatte, übernahm er eine Funktion in der jüdischen Gemeinde. Wenn er mit seinem Zylinder und seinem schwarzen Anzug in den Tempel ging, war ich stolz auf ihn. Er war ein grosser, schöner Mann. Durch seine Mitarbeit in der jüdischen Gemeinde hat er viel davon mitbekommen, was ab 1933 in Deutschland geschah. Bald schon meldeten sich deutsche Emigranten bei der Gemeinde und erzählten, was ihnen geschehen war. Wir hatten oft solche Leute bei uns am Tisch. Der entscheidende Punkt war, dass wir den Emigranten glaubten, was sie erzählten. Es gab ja viele Leute, die es nicht glauben wollten. Wir aber wussten, was in Deutschland vorging.

Im März 1938 marschierten deutsche Truppen in Österreich ein. Wir waren darauf vorbereitet und wussten, was wir zu tun hatten. Vater war zu dieser Zeit in Italien und kam gar nicht mehr nach Wien zurück. Mein ältester Bruder, der Ede, fuhr mit seiner Frau Käthe nach Brüssel, wo Käthe ihre Familie hatte. Alex, ein weiterer Bruder von mir, wollte auch nach Belgien, wurde aber in Aachen verhaftet. Wir konnten ihn mit einer Geldzahlung auslösen, und er reiste zu Vater nach Italien. Mutter, meine Schwester Anni und ich sollten ursprünglich auch nach Belgien fahren. Wir lösten in Wien die Wohnung auf und liessen nur ein paar Sachen verpackt zurück. Wie wir später erfuhren, machten sich unsere Nachbarn nach unserer Abreise darüber her.

Zusammen mit meiner Schwester Anni, ihrem Mann Camillo und meiner Mutter verliess ich Mitte Juli Wien. Wir hatten von Bekannten den Rat erhalten, zuerst in die Schweiz zu reisen. So fuhren wir nach Lörrach und versuchten, bei Basel die Grenze zu überschreiten. Dies gelang uns aber nicht. Wir mussten das Grenzgebiet verlassen und fuhren nach Freiburg, wo wir bei einer sehr netten jüdischen Familie unterkamen und einige Tage bleiben konnten. Dort sagte man uns, wir sollten es in Konstanz probieren. Also machten wir uns auf den Weg. Auf der Bahnfahrt hiess es dann, dass die Gestapo in Radolfzell Flüchtlinge direkt an die Grenze geleiten würde. Aus diesem Grund fuhren wir zuerst nach Radolfzell. Ich war frech genug, um dort direkt zur Gestapo zu gehen. ‹Jetzt schauen Sie aber ganz schnell, dass Sie raus kommen! Das kommt überhaupt nicht in Frage. Solche Sachen machen wir nicht!› bekam ich zur Antwort. Wir machten uns wieder auf den Weg nach Konstanz, wo wir in der Pension Levi unterkamen. Dort meldeten sich auch andere Emigranten, die wie wir in die Schweiz wollten. Wir erfuhren, man könne mit einem Taxi bis an die Grenze fahren. Man müsse dafür lediglich

10 Mark pro Person bezahlen. Ich ging auf die Strasse hinunter und versuchte, ein solches Taxi aufzutreiben. Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Es war ein Gestapo-Mann, der mir erklärte, ich mache da etwas ganz Illegales. Ich erwiderte ihm, dass Taxis doch zum Mieten da seien, und im übrigen wolle ich das gleiche wie er, nämlich dass wir fort aus Deutschland kämen. Lächelnd meinte er: «Sie gefallen mir. Die anderen können mit dem Taxi fahren, aber sie bleiben übers Wochenende hier. Ich habe frei und wir machen uns ein paar schöne Tage.» Ich gab an, dass ich mir die Sache überlegen werde. Ich sagte also nicht ab, aber auch nicht zu. Um fünf Uhr sollte das Taxi vor der Pension warten. Punkt fünf Uhr standen zwei Taxis vor der Tür. Wir stiegen zusammen mit anderen Emigranten ein.

Ich merkte es zuerst gar nicht: Meine Schwester, mein Schwager und meine Mutter waren im zweiten Wagen, ich mit anderen Emigranten im ersten. Wir fuhren los. Irgendwie hatten wir erfahren, dass das eine Taxi direkt an die Grenze und das andere zuerst nach Singen fahren sollte. Plötzlich wurde meiner Mutter bewusst, dass ich nicht bei ihr im Wagen sass. Sie liess den Chauffeur hupen und beide Taxis hielten an. «Kommt gar nicht in Frage, dass meine Tochter nicht bei uns ist!» sagte sie. Da aber in ihrem Auto kein Platz mehr frei war, stieg Mutter schliesslich bei mir ein. Dies war mein Glück. Später habe ich immer wieder gesagt, meine Mutter habe mich damals noch einmal geboren.

Unser Taxi fuhr nach Singen, währenddem das andere Taxi direkt zur Grenze fuhr. Wir kamen in ein Büro und merkten, dass es die Gestapo war. Rudi und Heini Wasservogel, zwei Burschen, die mit uns im Auto gewesen waren, machten mir schwere Vorwürfe, weil wir bei der Gestapo festsassen, anstatt zur Grenze geführt zu werden. Wir warteten einige Stunden. Dann erschien ein Mann: «Wer ist die Selma Klumak?» Ich meldete mich und musste mit ihm in einen Nebenraum gehen. Dort sagte er zu mir: «Zieh dich aus!» «Was heisst hier, zieh dich aus?» fragte ich. «Was es heisst!» Ich begann, meine Bluse aufzuknöpfen. In diesem Moment riss meine Mutter die Tür auf und sah mich mit der halb geöffneten Bluse. Sie ging zu diesem Mann: «Mit meiner Tochter nicht!» und gab ihm eine Ohrfeige. Der Mann war völlig verblüfft, fing die Hand meiner Mutter ab und küsste sie. «Wer sind Sie?» wollte er wissen. Schliesslich sagte er uns, dass sein Kollege aus Konstanz, mit dem ich am Mittag gesprochen hatte, mich dabeihalten wollte. Wahrscheinlich hatten beide nicht gewusst, dass ich mit der Mutter gekommen war. Ich knöpfte meine Bluse wieder zu.

Es war das erste Mal, dass mich meine Mutter verteidigt hatte. Sie hatte immer geglaubt, ich sei stark genug und brauche ihre Hilfe nicht. Vor diesem Erlebnis hatte ich sie gar nie so gut gemocht. Aber ich habe nie vergessen, wie sie mir damals geholfen hat. Was wäre sonst aus mir geworden? Vielleicht wäre ich in einem Puff gelandet. Ich habe keine Ahnung, was die mit mir gemacht hätten. Durch dieses Ereignis hat sich mein Verhältnis zu meiner Mutter verändert. Auch später ist sie immer wieder zu mir gestanden.

Wir sind dann von diesem Mann an die Grenze geführt worden. Bevor wir aus

dem Wagen stiegen, sagte er zu meiner Mutter: ‹Sie gehen jetzt in die Freiheit!› Er bat sie, ihn zu segnen, und sie legte ihre Hände auf sein demütig geneigtes Haupt und sagte eine Berakah.<sup>14</sup> Nachdem uns noch eingebleut worden war, wir dürften auf keinen Fall zurückkehren, liess er uns laufen.

Wir hatten keine Taschenlampe und es regnete schrecklich. Bald waren wir vollkommen durchnässt. Wir sahen überhaupt nicht, ob wir schon in der Schweiz oder noch in Deutschland waren. Gelaufen sind wir und gelaufen, bis Mutter nicht mehr konnte. Wir waren auf irgendeiner Anhöhe. Unten sahen wir ein Haus. Es hatte aber kein Licht. Der Rudi, der Heini, meine Mutter und noch ein Mann, an den ich mich nicht mehr erinnere, blieben oben. Ich lief runter und hab den Bewohner des Hauses – den armen Kerl – aus dem Schlaf geläutet. Das erste was ich fragte: ‹Bin ich in der Schweiz?› ‹Jaja, Sie sind in der Schweiz!› Er bat mich hinein. Ich konnte mich nicht niedersetzen. ‹Da oben warten noch vier›, sagte ich und er ging sie holen. Ich glaube, er hat Mutter tragen müssen. Das war sehr anständig von ihm. Dann setzte er uns in seinen Wagen und brachte uns direkt nach Schaffhausen zur Polizei.

Wir mussten unsere Personalien angeben. Da sagten sie uns, dass schon Leute mit der gleichen Adresse angekommen seien. Wir waren so erschöpft, dass wir überhaupt nichts merkten. Wir wurden in eine Zelle gebracht. Es hatte nur eine schmale Pritsche, und da legten wir uns beide drauf – samt den nassen Kleidern. Wir schliefen sofort ein. Um sechs Uhr in der Früh wachte meine Mutter auf und sagte: ‹Hast Du gemerkt, wir sind in einem Gefängnis!› Natürlich hatte ich das gemerkt. ‹Wie komme ich dazu? Was habe ich denn verbrochen?› fragte meine Mutter energisch. Sie gab keine Ruhe und sah schliesslich neben der Türe einen Knopf. Den drückte sie. ‹Wie komme ich dazu, in einer Gefängniszelle eingesperrt zu werden?› sagte sie zur eintretenden Wärterin. Wir wurden informiert, dass wir noch so lange warten müssten, bis der Herr Gidion von der jüdischen Fürsorge uns abholen komme. Der müsse zuerst für uns garantieren. Seit Konstanz hatten wir nichts mehr gegessen, uns quälte ein nagender Hunger. Dies sagten wir der Wärterin. In diesem Moment hörte die Anni unsere Stimmen und rief uns aus ihrer Zelle zu. Meine Schwester und Camillo waren schon vor uns in Schaffhausen angekommen. Man liess sie zu uns in die Zelle. Wenig später brachte uns die Wärterin einen grossen Teller mit frischen Äpfeln. Am liebsten hätten wir sie dafür abgeknutscht. Wir waren selig, dass wir etwas bekommen hatten. Der Teller war sofort leer. Später bekamen wir Kaffee – leider ohne Zucker. Wir tranken nur die Milch. Keiner von uns konnte sich damals vorstellen, Kaffee ohne Zucker zu trinken. Das hat's in Wien nicht gegeben. Aber das frische Brot war wunderbar. Wie Sträflinge mussten wir darauf Fingerabdrücke und Fotos mit einer Nummer machen. Ich fand das entsetzlich. Ungefähr um elf Uhr erschien Herr Gidion und löste uns aus. Zuerst kamen wir für einige Tage ins Gasthaus Schwert, wo wir ein angenehmes Zimmer hatten.

14 Segensspruch.

Mein Vater und mein Bruder Alex reisten über das Tessin in die Schweiz ein. Vater war in Zürich, blieb aber nur kurz dort. Er wusste, dass er in der Schweiz nicht arbeiten konnte. Sein Ziel war deshalb nach wie vor Belgien, da er glaubte, sich dort eher eine Existenz aufzubauen zu können. Vater hatte die Idee, uns später nachkommen zu lassen. Alex blieb in Zürich. Als dann die Deutschen in Belgien einmarschierten, flohen Ede – der ja schon länger in Belgien war – und Vater nach Frankreich. Edes Frau Käthe und Heinzerl, ihr Kind, blieben in Brüssel zurück. Sie lebten versteckt in einem Kohlekeller. In Frankreich wurden Vater und Ede verhaftet und waren ab 1941 in Gurs eingesperrt. Wir schickten ihnen von der Schweiz aus Geld, mit dem sie die Wachen schmieren und schliesslich fliehen konnten. Vater stellte sich aber irgendwie ungeschickt an, und beide wurden bald schon in der Nähe von Bordeaux wieder aufgegriffen. Zurück in Gurs kamen sie in Dunkelhaft. Sie waren in einem so niedrigen Raum, dass man nicht stehen konnte. Am 31. Mai 1941 – noch während der Haft – starb Vater. Ede kam nach etwa 30 Tagen völlig entkräftet und mit geschwollenen Beinen heraus. Wir versuchten innigst, ihn zur Flucht in die Schweiz zu bewegen. Er aber wollte zu Käthe und Heinzerl nach Brüssel. Es gelang Ede dann auch, sich bis nach Brüssel durchzuschlagen. Er hat uns noch geschrieben, er sei gut angekommen. Sie hatten ein gutes Versteck. Die Gestapo hat sie trotzdem gefunden. Das Glück, wieder bei seiner Familie zu sein, hat für Ede ganze zehn Tage gedauert. Sie haben ihn geholt, zusammen mit Käthe und dem Buben. Wie ich später über das Rote Kreuz erfuhr, ging der Transport, mit dem sie wegkamen, direkt ins Gas.

Es war zuerst sehr schwierig, sich in Schaffhausen wohlzufühlen. Stellen Sie sich vor: Ich hatte als etwa 20jährige einige Monate in Athen gelebt. Als ich nach Wien zurückkehrte, kam mir das Leben dort schon wenig bunt und langweilig vor. Wie ich dann aber von Wien nach Schaffhausen kam, fand ich, dies sei ein schrecklicher Abstieg. Nota bene, wo man uns anfänglich alles und jedes verboten hatte. Wir sollten uns auf keinen Fall sehen lassen. Wir durften in kein Kino oder Theater oder sonstwohin gehen. Deshalb verbannten sie uns dann ja auch in die Naturfreundehütte auf dem Buchberg. Dafür waren allerdings nicht die Schweizer Behörden verantwortlich. Jüdische Stellen wollten uns unbedingt aus der Stadt heraus haben, damit ja nichts Antisemitisches aufgerührt würde. Auf dem Buchberg waren nur ganz zu Beginn auch einige Frauen. Wir mussten zuerst auf blossem Stroh schlafen, und es hatte Flöhe, das ist sicher. Es hat uns ganz ordentlich gebissen. Wir waren zu siebt und hatten keinen Platz. Wie die Sardinen sind wir da gelegen. Eines Nachts hatte Mutter einen Herzanfall, und ich wollte Wasser holen. Wasser gab es aber nur draussen, etwa 200 Meter von der Hütte entfernt. Aber wir waren eingeschlossen. Ich konnte nicht helfen. Für mich war dieses Erlebnis wie ein Schock, auch wenn sich Mutter schnell wieder erholte. Ich schrieb der jüdischen Gemeinde in Zürich und Herrn Gidion in Schaffhausen. Ich bat höflich darum, dass wir nicht weiter auf blossem Stroh schlafen mussten. Wir konnten ja in der Nacht nicht einmal die Kleider ausziehen,

weil wir direkt auf dem Stroh lagen. Ich wollte auch erreichen, dass wir nachts nicht weiter eingeschlossen blieben. Nach einigen Tagen kam Otto H. Heim aus Zürich und sprach mit uns. Zuerst war er über meinen Brief ungehalten. Er hielt mir vor, ich könnte ja wieder nach Deutschland zurück, wenn es mir nicht passe. «Wenn Sie mit mir kommen, bin ich einverstanden. Alleine gehe ich nicht zurück», antwortete ich.

Schliesslich konnten meine Mutter und ich wieder nach Schaffhausen hinunter und wohnten zuerst im Gasthaus Girmsbügli. Später durften wir uns in Schaffhausen eine Wohnung suchen. Als wir die Wohnung hatten, fing ich zu arbeiten an und nahm von der jüdischen Gemeinde kein Geld mehr. Zuerst konnte ich bei Stadtpräsident Walther Bringolf im Haushalt arbeiten. Wäsche flicken und Strümpfe stopfen. Später war ich bei einem Bauern in Schleitheim. Die hatten noch nie mit einem jüdischen Menschen zu tun gehabt und waren schrecklich neugierig. Sie konnten zuerst gar nicht glauben, dass ich Jüdin bin. Die hatten erwartet, ich hätte mindestens einen Pferdefuss. Ich habe dann gesehen, dass die einen ganzen Haufen Propagandamaterial aus Deutschland hatten. Die sind mit diesen ganzen Streicher-Sachen anscheinend regelrecht bombardiert worden. Ich habe gut gearbeitet, und wir freundeten uns an. Sie zahlten mir sogar den doppelten Lohn. Ich blieb dort einige Monate – länger als die Heuet. Auch nach dem Krieg blieben wir befreundet.»<sup>15</sup>

#### Interview 4:

Herbert Horowitz, Diessenhofen, Interview vom 26. 5. 1994

«Ich wurde 1925 in Graz geboren. Ich wuchs in einer jüdisch-liberalen Familie auf. Meine Eltern waren nicht fromm. Meinen Vater würde ich sogar als Atheisten bezeichnen, während meine Mutter an hohen Feiertagen in den Tempel ging. Ich selber bin mehr durch den Vater beeinflusst worden und war eigentlich schon in jungen Jahren nicht mehr gläubig. Das Aufkommen des Nationalsozialismus in Österreich brachte es mit sich, dass gegen politisch Andersdenkende und Juden körperliche Gewalt ausgeübt wurde. Mein Vater setzte sich gegen körperliche Attacken zur Wehr und verletzte dabei einen höheren Parteifunktionär. Die Polizei riet in der Folge meinem Vater, Graz zu verlassen, da sie unsere Sicherheit nicht mehr garantieren konnte oder wollte. So zogen wir 1930 nach Wien. Dort lebten wir bis August 1938. Im März 1938 fiel die deutsche Armee in Österreich ein. Bereits wenige Tage später kam es zu ersten Misshandlungen jüdischer Personen und politisch An-

15 Selma Sessler-Klumak lebte später in Israel und in der Schweiz (Zürich).

dersdenkender. Die Lage der jüdischen Bevölkerung spitzte sich sehr schnell zu. Ich bekam davon nicht sehr viel mit, denn ich wuchs abgeschirmt und behütet auf. Im Gegensatz zu mir ging mein um fünf Jahre älterer Bruder Erich manchmal allein auf die Strasse. Ich erinnere mich, wie er eines Tages verstört nach Hause kam. Er war von der SA angehalten worden. Die zwangen ihn, mit einer Bürste die Strasse zu fegen. Er musste mit ansehen, wie die SA-Männer unter dem Beifall der Bevölkerung Juden an den Haaren rissen, ihnen Tritte versetzten und sie sonst quälten. Meinen Bruder stellten sie an, in einem Haus Wasser fürs Schrubben der Strasse zu holen. Als er merkte, dass dieses Haus einen Hinterausgang hatte, liess er den Eimer stehen und verschwand.

Meine Eltern führten an der Robertgasse – im jüdischen 2. Bezirk – eine Verlagsbuchhandlung. Im Zuge der Arisierung übernahm einer unserer Angestellten die Leitung des Geschäfts. Eines Morgens erschien dieser in SA-Uniform und sagte: <So, Herr Horowitz, jetzt leite ich die Buchhandlung. Sie müssen keine Angst haben. Sie sind ja anständig. Wenn nur alle Juden so wären wie Sie, dann gäbe es keinen Antisemitismus. Aber ich will schon schauen, dass Ihnen nichts passiert.› Die Situation war so, dass man nie gewusst hat, was weiter passieren würde. Ich denke, dass mein Vater das, was noch kommen sollte, voraussah und sich daher um unsere Ausreise bemühte. Er stellte einen Antrag auf Ausstellung eines Leumundszeugnisses und einer sogenannten Unbedenklichkeitserklärung. Diese musste man haben, um ausreisen zu können. Anscheinend hatte aber die Gestapo durch die Bemühungen meines Vaters Verdacht geschöpft und lud ihn in der Folge vor. Mit grossen Ängsten ging er dorthin. Irgendwie konnte er erwirken, dass sie ihn am Abend wieder entliessen. Anstatt – wie man ihm aufgetragen hatte – sich am nächsten Tag wieder zu melden, flohen wir noch in der gleichen Nacht.

Wir sind bei Nacht und Nebel fort, ausgerüstet nur mit wenig Geld und ohne Wertgegenstände. Wir liessen die Eltern meiner Mutter, die bei uns gelebt hatten, in Wien zurück. Grossvater litt an Angina pectoris und auch Grossmutter war zu einer Flucht körperlich nicht in der Lage. Wir versprachen ihnen, sie nachkommen zu lassen.

Mit dem Zug fuhren wir von Wien nach München. Wir fanden unangemeldet Unterkunft bei einem befreundeten jüdischen Ehepaar. Wir wussten, dass Wiener Juden, die bereits vor uns die Flucht ergriffen hatten, in Schaffhausen untergekommen waren. Darunter befanden sich die Gebrüder Lederer. Einer von beiden hatte bei meinem Vater im Geschäft gearbeitet. Mit diesem nahmen wir Kontakt auf. Nach einigen Tagen reisten wir per Zug weiter nach Konstanz, wo wir uns auf Anraten von Herrn Lederer bei der jüdischen Gemeinde meldeten. Diese würde den Weitertransport besorgen.<sup>16</sup> Am Sitz der jüdischen Gemeinde teilte man uns allerdings mit, dass die Schweizer Behörden einige Tage zuvor

---

16 Die Korrespondenz, die Ludwig Lederer in diesem Zusammenhang mit der Konstanzer Familie Ottenheimer führte, ist überliefert in: HCGP, Nachlass Fritz Ottenheimer.

eine Grenzsperre erlassen hatten. Im Falle einer Rückweisung durch Schweizer Grenzorgane drohe uns grosse Gefahr seitens der deutschen Behörden. Es sei unmöglich, uns weiterzuhelfen. Wir sollten es an einem anderen Ort nochmals probieren. Wir fuhren zurück zu unseren Münchner Freunden.

Lederer teilte uns dann verschlüsselt nach München mit, wie wir in die Schweiz kommen könnten. Wir sollten versuchen, uns bis in die Stadt Schaffhausen durchzuschlagen. Wenn uns dies gelingen würde, bestehe die Möglichkeit, dass wir nicht zurückgewiesen würden und eine befristete Aufenthaltsbewilligung bekommen könnten. So wie ich mich erinnere, hat dann der Herr Lederer ein Transportauto organisiert, das uns an einem bestimmten Tag an der Grenze – auf Schweizer Seite – erwarten und nach Schaffhausen führen sollte. Er fädelte auch ein, dass sich seine Freundin mit uns traf, da diese auch in die Schweiz fliehen wollte. Ich erinnere mich nicht genau an ihren Namen. Ich glaube sie hieß Trutmann oder Brutmann.<sup>17</sup> Gemeinsam fuhren wir nach Singen.

Am Abend, als es bereits eindunkelte, kamen wir in Singen an. Lederers Angaben über die Grenzverhältnisse halfen uns zunächst weiter. Wir steuerten in Richtung Ramsen auf die Grenze zu, wurden aber von deutschen Zöllnern aufgegriffen. Sie kontrollierten die Papiere, die soweit in Ordnung waren. Unerlaubtes führten wir nicht mit. Die Zöllner schickten uns nicht zurück, sondern halfen uns sogar weiter. Einer begleitete uns bis zur Grenze und zeigte, wo wir diese am besten überschreiten konnten. Offenbar – dies wurde mir erst später bei der Lektüre von Büchern und Zeitungen klar – waren zum damaligen Zeitpunkt gewisse deutsche Amtsstellen bemüht, ihre jüdischen Bürger loszuwerden, und legten der illegalen Ausreise keine grossen Hindernisse in den Weg. So ist es uns gegückt, von Schweizer Zöllnern unbemerkt über die Grenze zu fliehen. Dort wartete – aber ich erinnere mich nur sehr vage daran – ein Auto und brachte uns nach Schaffhausen.

Ich weiss nur noch, dass wir im Gasthof Kreuz übernachteten. Dort gab es einige Fremenzimmer, und es hatte dort bereits andere Flüchtlinge, beispielsweise die Familien Liebling und Grossmann, die ebenfalls von der jüdischen Flüchtlingshilfe unterstützt wurden. Man sagte uns, wir müssten uns vorerst ruhig verhalten und nach zwei oder drei Tagen zur Fremdenpolizei gehen. Wenn wir schon ein paar Tage hier gewesen seien, würden sie uns nicht wieder zurückschicken. So wie ich heute vermute, setzte sich damals Stadtpräsident Bringolf sehr für die Flüchtlinge ein und erreichte, dass diejenigen, die sich bis in die Stadt Schaffhausen durchgeschlagen hatten, letztlich auch bleiben konnten.

Dies hieß nun aber nicht, dass wir uns in Sicherheit fühlen konnten. Wir mussten uns halbjährlich bei der Fremdenpolizei melden und angeben, was wir unternommen hatten, um in ein anderes Land weiterreisen zu können. Man ist also kräftig unter Druck gesetzt worden, jede Ausreisemöglichkeit zu ergreifen. Ich mag mich erinnern, dass damals die Dominikanische Republik, Schanghai, Brasilien oder

---

17 Ihr Name war Julia Brutmann.



**GASTHOF  
zum  
KREUZ**

Schaffhausen  
Tramhaltestelle - Telephon 4.07

OSKAR WANNER

## Pferde-Handlung



Schaffhausen, den 19. VIII. 1938.

Ich geckte den Ottakriner!

Bester Dank für Ihr w' Schreiben und  
heile es Ihnen wird das neue Jahr  
gut gesetzt obgleich ich mich auf  
die Ausdehnung der Sache und der -  
richten an Sie sehr absehne.

De bittē h̄ic de beth zu - verstanen  
des meni h̄eute so bold as möglic̄ vor han  
abgeputzt̄ wude, ob die speler erob̄t schwever  
sei wiras. In h̄esten zwollt̄ sich h̄ic ob aus and  
die blit beth̄ vor h̄errn sp̄iel und gern  
fackler f̄in du fall des ne schreykeit  
lych beth̄. De bittē h̄ic mir zu - verstanen  
dij̄ wi ninc h̄eute vor th̄an - abein.  
De h̄. th̄an stet̄ di - denk verpflichtet̄ einer  
beginn Li - unce du fath̄ meni  
yatzale auf h̄errn. De f

Dear Dr. Fisher's Office is ~~closed~~  
~~Festivals~~ ~~Patipindhan~~ on Friday be ~~closed~~  
closed under all circumstances  
Henry and 4 other units.

Sing de Ristita e par lai e tra  
Lata!

Date from a dear friend.

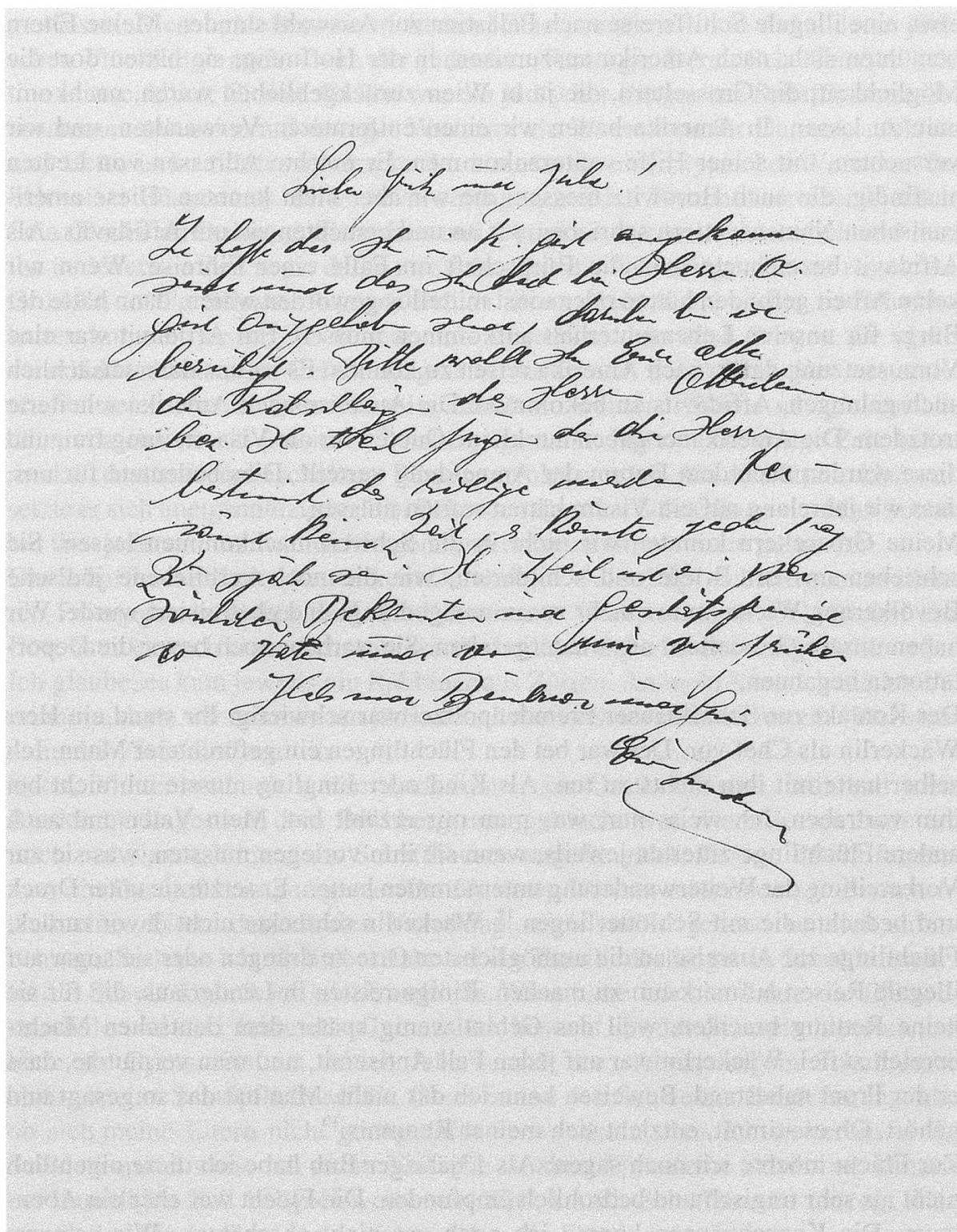


Abb. 21: Brief Ludwig Lederers an die Familie Ottenheimer (Nachlass Fritz Ottenheimer).  
Digitized by the Internet Archive with funding from the Library of Congress and  
the Jewish Museum Berlin.

etwa eine illegale Schiffsreise nach Palästina zur Auswahl standen. Meine Eltern bemühten sich, nach Amerika auszureisen, in der Hoffnung, sie hätten dort die Möglichkeit, die Grosseltern, die ja in Wien zurückgeblieben waren, nachkommen zu lassen. In Amerika hatten wir einen entfernteren Verwandten, und wir versuchten, mit seiner Hilfe weiterzukommen. Er machte Adressen von Leuten ausfindig, die auch Horowitz hiessen, die wir aber nicht kannten. Diese amerikanischen Namensvettern schrieben wir an und ersuchten sie um Affidavits. Als Affidavit bezeichnete man die Bürgschaft im Falle einer Einreise. Wenn wir keine Arbeit gefunden hätten oder sonst mittellos geworden wären, dann hätte der Bürge für unseren Lebensunterhalt aufkommen müssen. Ein Affidavit war eine Voraussetzung dafür, nach Amerika reisen zu können. Es ist uns dann tatsächlich auch gelungen, Affidavits zu bekommen. Die Ausreise nach Amerika scheiterte trotzdem. Die Amerikaner gaben nur kleine Quoten für die Visaerteilung frei, und diese wurden nach dem Datum der Anmeldung verteilt. Dies bedeutete für uns, dass wir jahrelang auf ein Visum hätten warten müssen.

Meine Grosseltern konnten wir nicht in die Schweiz nachkommen lassen. Sie schrieben uns oft Briefe und schilderten, wie die noch verbliebene jüdische Bevölkerung Wiens immer mehr zusammengedrängt und ghettoisiert wurde. Wir haben unsere Grosseltern nie wiedergesehen. Sie starben, noch bevor die Deportationen begannen.

Der Kontakt zur Schaffhauser Fremdenpolizei war schwierig. Ihr stand ein Herr Wäckerlin als Chef vor. Der war bei den Flüchtlingen ein gefürchteter Mann. Ich selber hatte mit ihm nichts zu tun. Als Kind oder Jüngling musste ich nicht bei ihm vortraben. Ich weiss nur, was man mir erzählt hat. Mein Vater und auch andere Flüchtlinge zitterten jeweils, wenn sie ihm vorlegen mussten, was sie zur Vorbereitung der Weiterwanderung unternommen hatten. Er setzte sie unter Druck und bedachte sie mit Schlötterlingen.<sup>18</sup> Wäckerlin schreckte nicht davor zurück, Flüchtlinge zur Ausreise an die unmöglichsten Orte zu drängen oder sie sogar auf illegale Reisen aufmerksam zu machen. Einige reisten in Länder aus, die für sie keine Rettung brachten, weil das Gebiet wenig später dem deutschen Machtbereich zufiel. Wäckerlin war auf jeden Fall Antisemit, und man vermutete, dass er der Front nahestand. Beweisen kann ich das nicht. Man hat das so gesagt und gehört. Ob es stimmt, entzieht sich meiner Kenntnis.<sup>19</sup>

Zur Flucht möchte ich noch sagen: Als 13jähriger Bub habe ich diese eigentlich nicht als sehr tragisch und bedrohlich empfunden. Die Flucht war eher ein Abenteuer. Die Konsequenzen konnte ich noch gar nicht abschätzen. Wie schwerwiegend diese waren, begriff ich erst, als ich älter wurde und sich die Folgen des Emigrantendaseins bei mir verstärkt bemerkbar machten.

Wir waren ja völlig mittellos über die Grenze gekommen. All unseren Besitz hatten wir zurücklassen müssen. Wir waren vollständig auf Unterstützung an-

---

18 Schmähungen.

19 Robert Wäckerlin war tatsächlich Mitglied der Nationalen Front (StASH, Front, G 1, Couvert 14).

gewiesen. Diese erhielten wir nicht vom Staat, sondern – wie die anderen jüdischen Flüchtlinge auch – von der jüdischen Fürsorge. Deren Schaffhauser Sektion leitete Albert Gidion. Gidion war ein jüdischer Bürger aus Schaffhausen, der zusammen mit seinem Schwager Wurmser ein Warenhaus für Herrenkonfektion und Bettwäsche führte. Ich lernte ihn kennen als einen typischen Vertreter des Schweizer Bürgertums. Er war ein behäbiger, hundert Prozent korrekter Mensch. Sein Glaube an Ordnung, Sicherheit und Obrigkeit war unerschütterlich und liess ihn in der ersten Zeit sogar daran zweifeln, dass die Flüchtlinge, die aus rassischen Gründen in die Schweiz kamen, sich in ihrem Heimatland nichts zu Schulden hatten kommen lassen. Er konnte nicht begreifen, dass auch Bürger, die nichts verschuldet hatten, der Gefahr ausgesetzt waren, von der Polizei oder von anderen Vertretern der Staatsmacht misshandelt zu werden. ‹Wäme nüt gmacht hät, dänn cha eim au nüt passiere›,<sup>20</sup> hatte er gemeint. Es brauchte einige Zeit, bis er merkte, dass auch unbescholtene Bürger verfolgt wurden. Als dies für ihn klar war, setzte er sich uneigennützig bei den Behörden für seine Schützlinge ein. Man konnte bei ihm jederzeit um Rat nachfragen, und er ist einem zur Seite gestanden.

Die Schaffhauser Juden hatten kein Gebetshaus. Allerdings richtete man an höheren Feiertagen in einem Saal des Restaurants Thiergarten ein Gebetslokal ein. Dort hatte es auch einen Schrank, wo die heiligen Schriftrollen aufgestellt waren. Ich glaube, es kam jeweils ein Rabbiner aus Zürich. An mehr kann ich mich nicht erinnern, denn wir nahmen am jüdischen Leben keinen grossen Anteil. Höchstens einmal im Jahr sind wir hin.

Vater, Mutter und ich waren noch immer im Gasthof Kreuz, während mein Bruder im Lager auf dem Buchberg untergebracht war. Unterdessen hatte ich mich mit einem Jungen aus Schaffhausen angefreundet. Dessen Eltern fanden, dass ein Gasthof kein geeigneter Ort für einen Heranwachsenden sei. Sie machten meinen Eltern deshalb den Vorschlag, mich vorübergehend bei sich aufzunehmen. So lebte ich ein halbes Jahr bei der Familie Bollinger in Schaffhausen. In die Schule konnte ich nicht mehr. In Wien hatte ich vier Jahre die Elementarschule und drei Jahre das Gymnasium besucht. In der Schweiz hiess es, ich hätte als Gymnasiast im dritten Jahr – nach nur siebenjährigem Schulbesuch also –, meine Schulpflicht erfüllt. Ob es nur an den Schweizer Behörden lag oder ob sich meine Eltern nicht genug dafür verwendeten, dass ich weiterhin in die Schule konnte, weiss ich nicht. Tatsache ist aber: Wenn eine Schweizer Familie zur damaligen Zeit beispielsweise von Zürich nach Schaffhausen umzog, dann wurde das Kind, wenn es nur sieben Jahre die Schule besucht hatte, automatisch zum weiteren Schulbesuch angehalten – egal, ob sich die Eltern darum bemühten oder nicht. In dem Sinn meine ich, wäre es Aufgabe der Behörden gewesen, auch für meinen Schulbesuch besorgt zu sein. Ich kannte andere Flüchtlingskinder, welche die Schule weiter besuchten. Der eine – Harry Fröhlich – war gleich alt

---

20 «Wenn man nichts gemacht [das heisst keine Delikte begangen] hat, dann kann einem auch nichts passieren.»

wie ich, der andere – Josef Rattner – war jünger. Rattner besuchte später auch die Kantonsschule in Schaffhausen und absolvierte in noch späteren Jahren die Uni Zürich mit Abschluss.

Ich arbeitete ein paar Monate als Praktikant bei einem Velomechaniker. Die Bewilligung wurde mir aber nur unter der Bedingung erteilt, dass ich weder eine Belohnung noch irgendein Taschengeld erhielt.

Wir standen ständig unter dem Druck, ausreisen zu müssen. Die Situation ist immer die gewesen, dass man sich in Schaffhausen eigentlich nicht zu Hause fühlte. Man war geduldet, aber immer mit dem Ansporn, das Land möglichst schnell zu verlassen. Mit etwa fünfzehn Jahren wurde ich in ein Arbeitslager für Emigranten eingewiesen. Es hat davon mehrere gegeben. Mein Bruder war schon vor mir ins Tessin geschickt worden, ins Lager Davesco. Ich folgte ihm ein paar Wochen später. Dort musste ich etwa ein halbes Jahr bleiben und wurde dann ins Lager Thalheim im Kanton Aargau verlegt. In Davesco waren wir mit Meliorationsarbeiten beschäftigt und machten Land urbar. In Thalheim leisteten wir Strassenbau.

Meine Eltern hatten damals bereits eine Wohnung an der Ampelngasse. Vater starb im Jahr 1941. Ich wurde darauf frühzeitig aus dem Arbeitsdienst entlassen, damit meine Mutter nicht allein leben musste. Vater hatte viel für seine Familie getan. Er hatte seinem Bruder in schlechten Zeiten beigestanden. Er hatte für seinen Vater gesorgt, als dieser alt war, und den Schwiegereltern geholfen, als sich diese nicht mehr selber schauen konnten. Zu dieser Zeit gab es ja noch keine Altersversicherung oder Rente. In der Schweiz aber war mein Vater zur Untätigkeit verurteilt gewesen. Den Flüchtlingen war es verboten, regulär zu arbeiten. Es war untersagt, eine Arbeit anzunehmen, und es war nicht einmal erlaubt, Arbeit ohne Bezahlung auszuführen. Wer nicht im Arbeitslager war, sass einfach herum, hilflos, abwartend und war gezwungen, jede Woche Flüchtlingsunterstützung entgegenzunehmen. Mein Vater hatte diese Situation als demütigend, abwertend und kränkend empfunden. Es hatte ihn – so meine ich heute – krank gemacht. Er war zwar glücklich gewesen, als er in der Zürcher Schuhmacherei der Flüchtlingshilfe für andere Flüchtlinge Schuhe flicken konnte. Dies hatte ihm zumindest das Gefühl gegeben, er könne die Unterstützung für seine Familie selber erwirtschaften. Dennoch hatte ihn die ganze Situation so zermürbt, dass er schliesslich an einem Hirnschlag starb. Er war ein grosser, starker, gesunder Mann gewesen, der innert kürzester Zeit – innerhalb von drei Jahren – die Hoffnung auf ein weiteres Leben verloren hatte. Bei seinem Tod war er 49 Jahre alt. Heute würde man sagen, ein Mann im besten Alter.

Nach dem Tod meines Vaters durfte ich – wie bereits gesagt – aus dem Arbeitslager Thalheim austreten. Etwa ein oder zwei Monate später wurde ein Gesetz erlassen, das es den Flüchtlingskindern ermöglichte, einen Beruf zu erlernen. Damit sollten die Ausreisechancen für die jungen Leute verbessert werden. Es war aber nicht so, dass man einen Beruf ergreifen konnte, der einem gefiel, sondern die Behörden setzten alles daran, die jungen Flüchtlinge in Berufen

unterzubringen, die Mangel an Lehrlingen aufwiesen und von Schweizern nicht gern erlernt wurden. Flüchtlinge hatten daher in aller Regel Berufe wie Schmied, Schuhmacher, Schneider, Portfeuiller oder Sattler zu ergreifen. Mir hatte man vorgeschlagen, ich solle Schmied werden. Dabei war ich nie ein grosser, starker Mann. Und als Jüngling war ich sogar noch schmächtiger. Ich kann mir heute noch nicht vorstellen, wie ich damals den ganzen Tag einen Schmiedhammer hätte schwingen sollen. Das war also sicher nicht möglich. Ich entschied mich für Portfeuiller. Das sagte mir irgendwie noch ein bisschen zu. Ich zeichnete gerne und dachte, als Portfeuiller kann ich Damentaschen machen und vielleicht später auch einmal Taschen entwerfen.

Ich ging bei der Lederwarenfabrik Kessler in die Lehre. Eines Tages besuchte ein Fabrikinspektor das Unternehmen. Kurz nach der Inspektion kam ein Gewerkschaftsfunktionär zu mir und sagte, ich solle dem Inspektor nachrennen, um ihm etwas auszurichten. Was, weiss ich allerdings nicht mehr. Auf dem Retourweg fing mich Patron Kessler ab und rief mich in sein Büro. Er fragte mich, was ich dem Fabrikinspektor gesagt habe. Da ich es nicht sagen wollte, gab er mir links und rechts eine Ohrfeige. Als ich aufbegehrte, meinte er, ich solle sofort verreisen.<sup>21</sup> Dies habe ich auch gemacht. Ich zog die Schoss<sup>22</sup> ab und ging zum Arbeitsamt, um mich zu beschweren. Die sagten mir, ich sei selber schuld und müsse in die Fabrik zurück. Ich weigerte mich, denn der Kessler hatte mich geschlagen, und dies liess ich mir nicht gefallen. Die Folge war, dass ich eine Klage angehängt bekam. Ich sollte ins Internierungslager Bellechasse eingewiesen werden. Nach langen Bemühungen und einer Einsprache erhielt ich schliesslich die Gelegenheit, die Lehre an einem anderen Ort fortzusetzen. Da die zweite Lederfabrik in Schaffhausen, die Firma Hablützel, auch sehr deutschfreundlich war, rechnete ich mir aus, dass es mir dort auch nicht viel besser ergehen würde als bei Kessler. Endlich fand ich in Zürich eine neue Lehrstelle. Dort konnte ich meine Ausbildung abschliessen und fand später in verschiedenen Zürcher Firmen Arbeit. Die erste Zeit musste ich jeden Abend nach Schaffhausen zurückkehren und am anderen Morgen wieder nach Zürich fahren. Wir Flüchtlinge konnten nicht so einfach in einen anderen Kanton umziehen.

Während der Lehre in Schaffhausen erhielt ich eines Tages ein Aufgebot für den Landdienst. Das Arbeitsamt leitete zu jener Zeit ein Herr Külling. Ich kann mich erinnern, dass der Herr Külling als Antisemit verschrien war. Wieweit er Sympathien zur Front hatte, kann ich nicht feststellen. Dieser Herr Külling hatte die Spezialität, Emigranten auf Höfe zu schicken, die sehr nahe an der deutschen Grenze liegen. Mich platzierte er bei einem Bauern in Schleitheim. Dieser Bauer hatte Äcker, die man nur erreichte, indem man über deutsches Gebiet gehen musste. Dies machte mir Angst. Ich wollte nicht zu Fuss – und waren es auch nur ein paar hundert Meter – über deutsches Gebiet gehen. Ich fürchtete, von deut-

---

21 Das heisst: verschwinden.

22 Arbeitskleid.

schen Zöllnern angehalten und verschleppt zu werden. Ich telefonierte anderntags mit dem Arbeitsamt und sagte, dass diese Stelle für mich unzumutbar sei. Ich könnte nicht bleiben.

Mit dem Bauern hatte ich zudem eine Auseinandersetzung. Ich hatte mich damals noch nicht an die Schweizer Kost gewöhnt. Es gab gesottene Kartoffeln mit Butter, Käse und Konfitüre. Ich aber ass zu Konfitüre lieber Brot. Ich war mich das halt so gewohnt. Darauf meinte der Bauer, ich könne wohl auch essen wie sie. Das werde mir schon nicht schaden. Aber ich mochte das halt nicht, weil ich es nicht kannte. Der Bauer war wütend. Am anderen Tag, als ich gepackt hatte und auf die Schleitheimer Bahn wollte, stand an der Station bereits Landjäger Kessler, der mir sagte, es sei eine Klage eingegangen. Ich hätte beim Bauern 50 Franken mitlaufen lassen. Er nahm mich mit in den Wartesaal und durchsuchte mein Gepäck, mein Portemannaie und meine Hosensäcke. Da ich als Flüchtling wenig Geld hatte, fand er die gesuchte Summe nicht und liess mich laufen.

Es gab in Schaffhausen aber auch viele Leute, die sich den Flüchtlingen in sehr positiver Weise annahmen. Da hatte es eine Frau Pedolin, die Flüchtlingen half, da gab es eine Frau Tanner – ein kleines Fraueli –, die als Flüchtlingsmutter bezeichnet wurde. Ich mag mich auch an die Familie Brun erinnern, die sicher jede Woche auf den Buchberg hinauf ist. Diese Leute versuchten, Flüchtlinge zu betreuen, aufzumuntern und brachten ihnen Sachen, wenn es ihnen an etwas mangelte. Die Flüchtlinge wurden ja sehr knapp gehalten, hatten ein minimales Taschengeld. Aber auch in menschlicher Hinsicht erhielten wir sehr viel Hilfe und Unterstützung.

Ich möchte auch betonen, dass ich nie Hunger leiden musste. Das Essen war vielleicht nicht so, wie man einem anderen Kind zu Essen gab, aber wir hatten immer genug. In diesem Zusammenhang erzählte mir meine Mutter später einmal von folgender Begebenheit, die sich zutrug, als wir noch im Gasthof Kreuz wohnten. Kurz nach dem Essen wollte ich noch ein Stück Brot haben. Da der Wirt gleichzeitig auch Fuhrhalter war, hatte es dort eine Schublade mit altem Brot, mit dem die Rosse gefüttert wurden. Aus dieser Schublade holte ich mir ein Stück. Da habe die Wirtin geschimpft und gesagt, ich hätte doch erst gegessen und brauche jetzt nicht noch dieses Brot. Die Wirtin wird es nicht böse gemeint haben. Mutter aber hatte den Eindruck, man vergönne mir das Brot. Ich selber kann mich daran nicht erinnern.

Etwa im Jahr 1952 bekamen meine Mutter und ich die Niederlassungsbewilligung. Erst dies ermöglichte den Wechsel nach Zürich. Ich musste nicht mehr jeden Tag zur Arbeit hin- und herfahren. Bald darauf heiratete ich meine Frau, die ich damals schon fünf Jahre kannte. Erst mit der Niederlassung konnte ich längerfristig planen und wurde irgendwie sesshaft. Zuvor war man immer mit einem Fuss hier und mit dem anderen im Ausland. Das Drängen der Fremdenpolizei, die Schweiz zu verlassen und weiterzuwandern, hat ja nach dem Krieg nicht einfach nachgelassen. Dies dauerte bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die Niederlassung erhielten.

Ich fuhr im Jahr 1945 erstmals wieder nach Wien. Wir hatten dort noch ein paar Verwandte. Vom jüdischen Teil der Familie hatte niemand überlebt. Bei meinem ersten Besuch trug ich mich noch mit dem Gedanken, wieder nach Österreich zurückzukehren. Meine Mutter allerdings wollte von solchem nichts wissen. Sie hegte solche Ressentiments, dass sie sich ein Leben in Österreich nicht mehr vorstellen konnte. Ich dagegen fühlte mich damals noch eher zu Österreich hingezogen. Ich fuhr also erstmals im Jahr 1945 nach Wien. Ich stellte aber fest, dass meine Verbindung zu Wien sehr rudimentär war. Gefühlsmässig regte sich da nicht sehr viel. Beim Besuch der Verwandten schon. Bei ihnen fühlte ich mich wohl und irgendwie daheim. Aber ein Besuch in unserem ehemaligen Haus an der Robertgasse berührte mich innerlich überhaupt nicht. Ich sah auch das Schulhaus, wo ich meine ersten Schuljahre verbrachte. Das ist nicht sehr weit von unserem Haus entfernt, am Czerninplatz. Ich bin ins Schulhaus hinein. Eine innere Berührung habe ich nicht empfunden. Einmal traf ich einen Schulfreund. Da kam bei mir eine innere Rührung auf. Aber ein Heimatgefühl habe ich nicht verspürt. Und im Grunde ist das ein Gefühl, das mir auch heute noch abgeht. Ich empfinde zwar ähnlich wie ein Schweizer. Auch von der Mentalität habe ich sicher viel angenommen. Dennoch geht mir ein Heimatgefühl im engeren Sinne ab. Wenn meine Frau beispielsweise nach Schaffhausen fährt und den Munot sieht, dann bekommt sie Herzklopfen. Wenn ich nach Schaffhausen komme und in die Ampelngasse einbiege, dann klopft mein Herz nicht fester. Ich denke, dieses Gefühl konnte ich nie entwickeln. Ich fühlte mich hier lange Zeit nicht akzeptiert, auch wenn ich aus der Bevölkerung viel Sympathie spürte. Ansätze zu einem wachsenden Heimatgefühl wurden zerstört, als ich erfuhr, wie sich die Schweiz gegenüber einer angeblich drohenden Verjudung zur Wehr gesetzt hatte oder wie die Schweiz an der Einführung des J-Stempels mitbeteiligt war.

Die Lebenszeit, in der man ein Gefühl für ein Land oder für eine Stadt entwickelt, fehlt mir. Meine Heimat sind Freunde, meine Familie, Bekannte.»<sup>23</sup>

### Interview 5: Gisela Lavie-Müller, Haifa-Achusah, Interview vom 15. 11. 1999

«Ich wurde 1924 in Berlin geboren. Meine Mutter war Jüdin, mein Vater «Arier». Ich vermeide die Bezeichnung «christlich», denn in unserem Haus gab es keine Religion. Trotzdem gehörte ich – wohl dem Vater meiner Mutter zuliebe – der jüdischen Gemeinde an. 1935 wurden die Nürnberger Rassengesetze erlassen.

---

23 Herbert Horowitz blieb in der Schweiz. Er lebte in Zürich und wohnt heute in Diessenhofen.

Diese besagten, dass ‹Mischlinge ersten Grades›,<sup>24</sup> die wie ich der jüdischen Gemeinde angehörten, als Juden galten und auch als solche zu behandeln waren. Nach der Terminologie der Nürnberger Gesetze war ich also ‹Geltungsjüdin›. Bis 1938 führten wir ein verhältnismässig freies Leben. Mit der sogenannten ‹Kristallnacht› änderte sich dies. Nun litten auch wir – trotz meines nichtjüdischen Vaters – unter der Judenverfolgung. Beispielsweise durfte ich nicht mehr zur Schule gehen. Im Jahr 1941 verunglückte mein Vater bei einem Arbeitsunfall tödlich. Meine Mutter und ich waren nun völlig schutzlos. Wir lebten zwar noch in unserer Wohnung, unterlagen aber allen Massnahmen gegen Juden und trugen den Stern. Wir mussten Zwangsarbeit leisten – ich in der Glühlampenfabrik Osram, meine Mutter in einer Uniformnäherei. Zu jener Zeit hatten die Deportationen bereits begonnen. Vorerst wurden die Leute hauptsächlich abends und nachts abgeholt. Am 27. Februar 1943 fand aber am Tage eine Massenrazzia, die sogenannte Fabrik-Aktion, statt. Die Nazis machten sich nicht mehr die Mühe, von Haus zu Haus zu fahren, sondern holten die verbliebenen Juden direkt von ihren Arbeitsplätzen ab.<sup>25</sup> Man vergass aber zu Osram zu kommen.

Als ich abends nach Hause kam, war Mutter nicht da. Ich wusste von nichts. Bei einem Nachbarn konnte ich telefonieren. Ich rief in der Näherei an, wo meine Mutter gearbeitet hatte. Dort sagte mir der Chef: ‹Meine jüdische Belegschaft ist heute geschlossen verhaftet worden.› Ich erinnere mich wortwörtlich daran. Meine Mutter wurde nach Auschwitz deportiert, was ich allerdings erst nach dem Krieg erfuhr. Damals wusste ich noch nicht, dass man die Juden ermordete. Ich glaubte den offiziellen Angaben, dass sie in Arbeitslager geschickt würden.

Ich hatte eine Schulfreundin namens Ruth Leo. Ihr Vater war Jude, ihre Mutter Christin. Da sie nicht verheiratet waren und der Vater Deutschland schon zu Beginn des Nationalsozialismus verlassen hatte, wurden Ruth Leo und ihre Mutter Else Leo nicht verfolgt. Es war nun Else Leo, die mich in der Nacht nach der Fabrik-Aktion aus der Wohnung holte. Frau Leo sagte mir, ich solle meine Mutter nicht suchen, denn heute seien Tausende verhaftet worden. Sie werde mir einen Platz besorgen, wo ich mich verstecken könne. Zunächst aber müsse ich mir die Haare blond färben. Sie gab mir die Adresse einer Coiffeuse, und ich liess dies am nächsten Tag machen. Ich lebte nun für einige Wochen bei einer Frau polnischer Herkunft, die den Mut hatte, mich aufzunehmen. Sie war sehr bedürf-

24 Als «Mischling ersten Grades» («Halbjude») galt, wer zwei jüdische Grosseltern hatte und weder der jüdischen Religion angehörte noch mit einem jüdischen Partner verheiratet war (Wolfgang Benz, Enzyklopädie, S. 586).

25 Jüdische Zwangsarbeiter waren anfänglich nicht deportiert worden. Dies hing damit zusammen, dass ihre Arbeitskraft für die Produktion von Rüstungsgütern zunächst unentbehrlich war. Durch die Verschleppung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aus den unterworfenen Gebieten war es dem NS-Regime allerdings bald möglich, auf die Dienste jüdischer Zwangsarbeitskräfte zu verzichten. Bei der sogenannten Fabrik-Aktion wurden Ende Februar 1943 die in Berlin verbliebenen jüdischen Zwangsarbeiter nach Auschwitz deportiert. Von den 2757 Deportierten wurden 1689 sofort umgebracht (Wolfgang Benz, Juden in Deutschland, S. 592–596).

Abb. 22: *Gisela Müller, Passfoto, ca. 1946*  
(Privatbesitz Gisela Lavie-Müller).



tig, und mein wohlhabender Onkel – ein Bruder meines Vaters – hat ihr, während ich dort wohnte, Geld gegeben.

Frau Leo fuhr wenig später zur Kur nach St. Blasien in den Schwarzwald. Mit wem sie dort bekannt wurde, weiss ich nicht und habe es auch später nie erfahren. Nach ihrer Rückkehr schickte sie mich und auch Ruth nach St. Blasien, um dort einen Fluchthelfer zu treffen. Nur eines weiss ich über ihn mit hundertprozentiger Sicherheit zu sagen: Was er tat, tat er ohne Bezahlung. Ruth Leo und ihre Mutter lebten in äusserst bescheidenen Verhältnissen – die Kur wurde durch die Krankenkasse bezahlt. Sie wären nie und nimmer in der Lage gewesen, Geld zu geben. Auch ich musste nichts bezahlen. Weshalb Frau Leo übrigens auch Ruth, die aufgrund der vorher geschilderten Situation ja nicht gefährdet war, zur Flucht veranlasste, ist mir bis heute nicht klar geworden.

Die Zugfahrt nach St. Blasien verlief problemlos. Ruth hatte eine normale Kennkarte, und ich den Arbeitsausweis von Osram. Aus diesem war nicht ersichtlich, dass ich Jüdin bin. Aus Sicherheitsgründen wohnten wir in St. Blasien nicht im gleichen Hotel. Ruth wurde dann vom Fluchthelfer mit Ratschlägen und einer Wanderkarte versorgt. Wir fuhren in die Nähe der Grenze.

In meiner Erinnerung verschwimmen hier die Einzelheiten. Wir warteten wohl die Dunkelheit ab, denn ich erinnere mich an ein ‹grosses Erlebnis›. Plötzlich sahen wir in der Ferne beleuchtete Ortschaften. Dies war die Schweiz, denn in Deutschland wurde seit Jahren verdunkelt. Es war also gar nicht so schwer: Wir liefen einfach ins Licht. Ich erinnere mich, dass wir durch Wälder marschierten,

uns zwischendurch ins Laub kuschelten und schliefen. Im Morgengrauen gingen wir weiter. Plötzlich sahen wir einen Stein, in den ein ‹CH›<sup>26</sup> gemeisselt war. Da wussten wir, dass wir es geschafft hatten. Das ganze Unternehmen war kindlich-naiv, vielleicht ist dies sogar der Grund, dass wir soweit kamen.

Wir standen auf einer Anhöhe und sahen von dort ein Gehöft. Wir liefen hinunter, wandten uns an die Leute und gaben uns als jüdische Flüchtlinge zu erkennen. Die Leute haben sehr nett reagiert. Wir bekamen zu essen und zu trinken – beispielsweise Milch aus einer Schale. Ich erinnere mich deshalb so genau daran, weil wir Milch immer nur aus Tassen tranken. Die Leute erzählten uns, dass vor ein paar Jahren öfters Flüchtlinge zu ihnen gekommen waren.<sup>27</sup> Diese seien jeweils in ein Flüchtlingslager gekommen. Schliesslich informierten sie den Schweizer Grenzschutz. Ich glaube, dass sie dies nicht aus böser Absicht taten. Sie wollten sich einfach korrekt verhalten. Auf jeden Fall kam dann ein ziemlich junger Mann in Uniform. Wir waren überhaupt nicht misstrauisch. Um so erstaunter waren wir, als dieser uns sagte, wir müssten sofort zurück. Juden seien keine politischen Flüchtlinge. Er warnte uns ausdrücklich davor, nochmals einen Fluchtversuch zu unternehmen. Kämen wir nochmals zurück, würden wir direkt der Gestapo – er sagte Gestapo, nicht Grenzschutz oder dergleichen – ausgeliefert. Ich versuchte, ihn umzustimmen und mit einer goldenen Uhr zu bestechen. Aber er war ein treuer Beamter und liess sich nicht darauf ein. Er blieb sachlich und kühl. Es war vielleicht auch dumm von mir, es überhaupt zu versuchen. Er sagte, er werde uns an einen verhältnismässig sicheren Ort bringen, von wo aus wir zurückgehen müssten. Auf dem Rückweg sahen wir einen deutschen Zöllner, der die Grenze abschritt. Als die Luft rein war, setzte er uns aus – wie einen Hund oder eine Katze.

Wir kamen unbemerkt auf der anderen Seite an. Ich weiss nicht, ob ich eine Wut hatte. Ich bin kein wütender Mensch. Vielmehr hatte ich Angst, spürte aber auch den Willen, weiterzuleben. Wie kommen wir weiter? Diese Frage ging uns durch den Kopf. Wir erreichten einen Ort mit Bahnstation. Dort nahmen wir den erstbesten Zug, ungeachtet in welche Richtung er fuhr, nur um aus dem unmittelbaren Grenzgebiet rauszukommen. Dies war, wie sich bald herausstellte, ein Fehlschluss unsererseits. Der Zug war nämlich schwer bewacht. Die Zugkontrolle kam. Es waren zwei wirklich nette Herren mittleren Alters in Zivil. Sie fragten uns nach unseren Ausweisen. Diese schienen völlig in Ordnung zu sein. Nun wollten sie wissen, was wir eigentlich in dieser Gegend zu suchen hätten. Wir gaben an, Fabrikarbeiterinnen zu sein, was ja auch aus meinem Ausweis

---

26 Die Grenzsteine an der badisch-schaffhausischen Grenze trugen damals allerdings die Buchstaben «CS» (Canton Schaffhausen) und «GB» (Grossherzogtum Baden). Der Grenzstein 604, bei dem Gisela Müller und Ruth Leo Schweizer Boden erreichten (StASH, Flüchtlinge, E 388), wurde wahrscheinlich im Jahr 1966 ersetzt und trägt heute die Buchstaben «S» (Schweiz) und «D» (Deutschland).

27 Gemeint ist wahrscheinlich das Jahr 1938, als zahlreiche österreichische Jüdinnen und Juden auch nach Schaffhausen flohen.

hervorging. Uns stünden Kurferien zu und deshalb seien wir in St. Blasien. Mit Arbeitskollegen hätten wir einen Ausflug gemacht und dabei die Gruppe verloren. Wir wollten nur so schnell wie möglich nach St. Blasien zurück. Auch wenn es unglaublich klingen mag: Die beiden Herren setzten sich zu uns, wir unterhielten uns angeregt, und dann waren sie uns sogar behilflich, irgendwo in den richtigen Zug umzusteigen. Hätte einer dieser Herren, die uns auch erzählten, sie seien Gestapo-Leute, nur etwas mehr Schulung gehabt und unsere Taschen durchsucht, wäre unsere Geschichte aufgeflogen. Meine nicht sehr grosse, etwas abgetragene Damenumhängetasche war nämlich schwer wie Blei. Es war allerdings kein Blei drin, sondern Goldschmuck und Devisen. Diesen Schmuck hatten uns Verwandte und Freunde nach der ‹Kristallnacht› zur Aufbewahrung anvertraut.<sup>28</sup>

Während ich über Freiburg nach Berlin fuhr, kehrte Ruth zunächst nach St. Blasien zurück. Ruth bezahlte dort noch offene Rechnungen und holte das Gepäck, um keine verräterischen Spuren zu hinterlassen. Zurück in Berlin, wohnte Ruth wieder zu Hause, während ich umherzog wie Ahasver. Verwandte, Freunde und fremde Menschen halfen mir weiter. Es gab Leute in Deutschland, die ihren Kopf riskierten und Juden unterstützten. Unter anderem fand ich in einem Pfarrhaus in Württemberg Unterschlupf.

Später landete ich – wieder mit Hilfe von Ruths Mutter – bei einem älteren Herrn in Köln, einem eingefleischten Gegner der Nazis. Dieser war stets auf Geschäftsreisen und schrieb mir auf einen fingierten Namen eingeschriebene Briefe. Auf diese Weise kam ich mit dem Briefträger regelmäßig in Kontakt. Nach einiger Zeit bat mein Gastgeber den Briefträger zur Post. Dort sollte der Briefträger bestätigen, dass er mich kannte. Auf diese Weise erhielt ich einen Postausweis, ausgestellt auf den fingierten Namen. Ein Postausweis war damals – ähnlich wie die Kennkarte – ein anerkanntes Dokument, mit dem ich Kontrollen und Straßenrazzien überstehen konnte.

Weil Berlin immer stärker bombardiert wurde, brachte ich mich in Pommern – bei Verwandten meines Vaters – in Sicherheit. Als die Russen vorrückten, floh ich wieder westwärts und erlebte das Kriegsende in Rostock. Da ich keine echten Ausweise mehr hatte, war es schwierig, meine wahre Identität zu beweisen. Zuerst hielt man mich für einen untergetauchten Nazi.

Nach Kriegsende konnte ich das Lehrerseminar beenden und studieren. Damals sagte mir mein Dekan, der Antisemitismus sei nicht von Hitler gekommen und werde mit Hitler auch nicht zu Ende sein. Dies sagte er vor 52 Jahren! Als der Staat Israel gegründet wurde, beschloss ich, Deutschland zu verlassen.<sup>29</sup> Ruth Leo ist 1950 oder 1951 zu ihrem Vater nach Frankreich gezogen. Sie hat dort viele Jahre später geheiratet und ist vor ungefähr zehn Jahren in Frankreich gestorben.»

---

28 Wegen des nicht-jüdischen Vaters galt die Wohnung der Familie Müller als «sicher».

29 YV, ITS Master Index M 256.

## Interview 6:

Ernst Ludwig Ehrlich, Riehen, Interview vom 1. 3. 1996<sup>30</sup>

«Ich wurde 1921 in Berlin geboren. Seit 1940 besuchte ich dort die jüdische Lehranstalt.<sup>31</sup> Wir hatten eine Hebräischlehrerin, deren Schwester mit einem Aussenhandelskaufmann verheiratet war. Dieser fuhr gelegentlich nach Polen und hatte dort gehört, dass die Juden in Polen vergast würden – und zwar in Badeanstalten, wo man statt Wasser Gas einliess. Die Hebräischlehrerin erzählte uns dies. Im Gegensatz zu meinen Schulkollegen glaubte ich, was ich hörte. Für mich war es eine Bestätigung, eine Tatsache.

Dies war zwei bis drei Monate, bevor die Lehranstalt schliessen musste und wir zur Zwangsarbeit eingezogen wurden.<sup>32</sup> Ich kam in eine Waffenfabrik. Dort stellte ich fest, dass man Juden systematisch durch russische Zwangsarbeiter ersetzte. Man konnte sich ausrechnen, wann alle Juden weg sein würden. Ich wollte nicht länger zuwarten. Ich fügte mir eine Verletzung zu, indem ich mir eine Säure über das Bein goss. Ein deutscher Arzt, der – obschon ein grosser Nazi – relativ anständig war, schrieb mich krank. Dies muss ungefähr Ende November 1942 gewesen sein. Nach ein paar Wochen war die Wunde ausgeheilt, und der Arzt sagte, er könne mich nicht mehr krank schreiben. Ich fand aber einen anderen Arzt, einen alten Herrn aus Charlottenburg, der mich wegen Krampfadern beschwerden weiter krank schrieb. Ich hatte schon als Kind Krampfadern gehabt. Die Krampfadern sahen auch nach der Behandlung noch ausserordentlich eindrucksvoll aus, aber sie schmerzten nicht mehr. Trotzdem gab ich an, meine Krampfadern würden so furchtbar schmerzen, dass ich kaum gehen könne.

Am 27. Februar 1943 kam die Fabrik-Aktion: Man holte alle verbliebenen Juden aus den Fabriken und deportierte sie. Auch meine Mutter. Dies war der Augenblick, in die Illegalität zu gehen. Schon die letzten Monate war ich nicht mehr in der Fabrik gewesen. Ich hatte ja befürchtet, dass man die Juden eines Tages aus den Fabriken holen würde. Mein Fernbleiben war aber offenbar aufgefallen – trotz der ärztlichen Atteste. Man suchte nach mir. Drei Beamte mit gezogener Pistole, so erzählte man mir, seien in unsere Wohnung gekommen, um mich zu holen. Sie erklärten, ich sei ein Saboteur, weil ich unentschuldigt in der Fabrik gefehlt habe. Mich werde man gar nicht mehr wegschicken, mich werde man direkt in Berlin erschiessen.

Ich war in einem Büro an der Lindenstrasse untergekommen. Das gehörte einem sehr lieben Freund. Er konnte mich nicht in seinem Haus aufnehmen, weil seine

30 Von Ernst Ludwig Ehrlich existieren zwei weitere Erinnerungsberichte, die aber nicht publiziert sind (ZAF, Bericht Ernst Ludwig Ehrlichs aus dem Jahr 1959 und Tonband eines Interviews aus dem Jahr 1989). Vgl. auch die Publikation: Franz Kardinal König und Ernst Ludwig Ehrlich, Juden und Christen.

31 Gemeint ist die *Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums* in Berlin.

32 Dies geschah im Juni 1942.

Haushälterin ein Nazi-Weib war. Mir war es unangenehm, den ganzen Tag in diesem Büro herumhängen zu müssen. Ich begann deshalb damit, Spaziergänge zu machen. Dabei entdeckte ich zufällig, dass sich die Zentralstelle des deutschen Roten Kreuzes ganz in der Nähe befand. Ich ging dorthin und sagte meinen Namen – natürlich einen falschen. Ich gab an, ich sei Student, arbeite zur Zeit aber bei der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik. Meine Schichtarbeit würde es mir erlauben, vormittags bei ihnen zu arbeiten. Auf diese Weise kam ich raus aus meinem Büro-Versteck, war aber trotzdem weg von der Strasse. Beim Roten Kreuz war man mit diesem Vorschlag einverstanden. Als man meinen Wehrpass sehen wollte, gab ich an, den hätte ich grad nicht bei mir, der würde auf dem Wehrbezirkskommando liegen. Damit war die Sache erledigt.

Ich begann also, beim Roten Kreuz zu arbeiten. Nach etwa vier Wochen kam einer zu mir, der hiess Grüneisen und sagte: «Ich habe Sie gesehen, am Adolf-Hitler-Platz, am Nachmittag!» Der wusste, dass ich angegeben hatte, am Nachmittag in der Fabrik zu arbeiten. Da sagte ich: «Nöö, da müssen Sie sich geirrt haben. Ich war in der Fabrik.» Das war ein sehr unangenehmer Zwischenfall. Und dann machte ich einen noch grösseren Fehler. Sie müssen sich vorstellen: In jenen Jahren – ich war 22 Jahre alt – da gab es keine gesunden Männer von 22 auf der Strasse, die zwei Beine und zwei Füsse hatten und in zivil waren. Jeder hatte eine Uniform. Und dann sah ich zufällig ein Plakat, auf dem die Uniform des Roten Kreuzes abgebildet war. Ich ging zu einem hin – zu einem der Leiter – und fragte, ob ich nicht auch so eine Uniform kriegen könnte. Der sagte mir nein. Diese Frage war zwar kein Verbrechen gewesen, aber sie war verräterisch. Vierzehn Tage oder drei Wochen später fragte ich diesen Leiter nochmals, ob ich nicht doch eine solche Uniform kriegen könnte. Das hätte ich nicht tun sollen. Als ich den Leiter gefragt hatte, war es neun oder halb zehn gewesen. Um halb zwölf wurde ich am Telefon verlangt: «Hier Major Grützke vom Bezirkskommando. Würden Sie bitte mal rüberkommen, wegen Ihres Wehrpasses.» Da wusste ich natürlich, dass meine Tätigkeit beim Roten Kreuz beendet war. Ich sagte: «Natürlich komm ich vorbei, um zwei Uhr. Jetzt hab ich grad noch was zu tun.» Zwei Uhr habe ich deshalb gesagt, weil über Mittag das Personal in der Kantine war. Diese Abwesenheit habe ich genutzt und Stempel und Briefpapier eingepackt. Dies waren Sachen, die ich für Ausweise und Papiere gebrauchen konnte. Dann bin ich verschwunden. Es tat mir sehr leid, dass ich nicht mehr dort arbeiten konnte, denn es war eine sehr angenehme Atmosphäre dort. Vor allem hatte es wenige Nazis. Darauf hatte ich keine so gute Zeit. Aus dem Büro an der Lindenstrasse musste ich weg, weil ich einem Hausmeister aufgefallen war. Ich hatte ein paar Tage – vielleicht eine Woche – Schwierigkeiten, ein neues Quartier zu finden. Schliesslich kam ich in der Nähe des Innsbrucker Platzes unter. Um zum Innsbrucker Platz zu kommen, ging ich oft durch die Badische Strasse. Dort war der Sitz vom Chef des Kriegsgefangenenwesens. Mir fiel auf, dass vor diesem Gebäude – im Gegensatz zu den anderen Wehrmachtsbehörden – keine Wache stand. Bei meiner Arbeit fürs Rote Kreuz hatte ich verschiedentlich mit einem Major Clement

vom Kriegsgefangenenwesen zu tun gehabt. Ich wusste, dass dieser sein Büro an der Badischen Strasse hatte. Da habe ich mir gedacht, vielleicht könnte man dem einmal einen kleinen Besuch abstatten und etwas Papier vom OKW<sup>33</sup> und Stempel holen. Ich entschied mich hineinzugehen. Den Pförtner, der mich in keiner Art und Weise behinderte, fragte ich nach dem Büro von Major Clement. Es war Samstagnachmittag und die Gänge waren leer. Durchs Vorzimmer gelangte ich in Clements Büro. Ich nahm Stempel, Papier und versorgte alles in meiner Aktentasche. Da ging plötzlich die Tür auf. Eine Sekretärin erschien. 30 Sekunden vorher und ich wäre geliefert gewesen. «Was machen Sie hier? Was suchen Sie hier?» fragte sie. Da sagte ich: «Ich möcht gern Major Clement sprechen.» «Wissen Sie denn nicht, dass hier am Sonnabendnachmittag nicht gearbeitet wird.» Da sagte ich: «Wie bitte, Sie arbeiten am Sonnabendnachmittag nicht für Führer, Volk und Vaterland? Ich hab gedacht, Sie arbeiten für den Sieg!» «Lassen Sie das Geschwätz! Hier wird heute nicht gearbeitet, kommen Sie am Montag wieder.» Das war's. Was ich wollte, hatte ich in meiner Aktentasche.

Viel entscheidender aber war, dass ich im Juni 1943 zu einem Blanko-Ausweis kam, ausgestellt durch den Reichsminister für Bewaffnung und Munition. Auf diesem Ausweis stand: «Jede Dienststelle hat dem Inhaber dieses Ausweises ungehindert Durchgang zu geben.» Dieser Ausweis war wohl nur für engste Mitarbeiter Albert Speers gedacht. Zum Ausweis kam ich durch meinen Freund Herbert Strauss.<sup>34</sup> Der hatte ihn von einem Dr. Kaufmann und einem Herrn Caspari, beides Christen jüdischer Abstammung, erhalten. Diese kannten offenbar jemanden aus dem Speer-Ministerium, durch den sie an solche Ausweise herankamen. Nach dem Krieg lernte ich Albert Speer persönlich kennen. Auf mein Bitten hin befragte er frühere Mitarbeiter, ob sie das mit diesen Blanko-Ausweisen gemacht hätten. Speer fand aber nichts heraus. Er schrieb später in seinem Buch «Der Sklavenstaat», Ausweise aus seinem Ministerium hätten zahlreiche gefährdete Juden gerettet. Das stimmt so natürlich nicht. Schätzungsweise zehn Leute mögen einen solchen Ausweis erhalten haben. Das kann man doch nicht als zahlreich bezeichnen.

Die Ausweise hatten einen Nachteil: Sie waren blanko. Es musste also ein Stempel rein. Für Herbert Strauss und mich hat dies der Samson Schönhaus besorgt. Schönhaus lebte wie wir in Berlin. Er war Grafiker, und ich kannte ihn schon von früher her. Er ist später dann über den gleichen Weg in die Schweiz gekommen und lebt heute auch in Basel. Schönhaus war der Stempel-Spezialist. Er hat in meinem Ausweis Foto und Stempel angebracht. Der Ausweis lautete natürlich nicht auf meinen richtigen Namen, sondern auf Adolf Wagner. Hätte ich diesen Ausweis nicht gehabt, wäre eine Flucht bis an die Schweizer Grenze nicht denkbar gewesen. 1943 wurde ja schon überall nach Deserteuren gesucht, und jeder junge Mann mit zwei Beinen, Armen und Augen war verdächtig.

---

33 Oberkommando der Wehrmacht.

34 Vgl. dazu Herbert Strauss, Über dem Abgrund.

Bei der Flucht selber half uns eine Frau Luise Meier aus Berlin-Grunewald. Ich hatte sie durch Lotte Kahle, die spätere Frau meines Freundes Herbert Strauss, kennengelernt. Lotte Kahle hatte einen Onkel in Lausanne. Dieser Onkel hatte, wie ich glaube, Kontakt zu einem Delegierten des Roten Kreuzes in Berlin. Bei diesem Delegierten könnte es sich um Friedrich Born handeln, von dem bekannt ist, dass er Juden geholfen hat.<sup>35</sup> Dieser Delegierte kannte die Frau Meier, die zuerst der Lotte und später noch weiteren Juden – darunter dem Herbert Strauss und mir – über die Grenze half. Sie machte uns mit einem Josef Höfler aus dem badischen Grenzdorf Gottmadingen bekannt. Höfler war eigens nach Berlin gekommen, um die Flucht zu besprechen. Höfler sollte uns in Singen vom Bahnhof abholen und dann in die Schweiz bringen. Für seine Hilfe erhielt er ein Fahrrad und einen Fotoapparat – beides hatte im Krieg einen ziemlich hohen Wert –, dazu eine kleinere Geldsumme. Frau Meier hingegen wollte für ihre Dienste nichts haben.

Vor meiner Abreise machte ich noch meine Cousine Ilse Arendt mit Frau Meier bekannt. Sie ist dann auch über diesen Weg in die Schweiz gekommen und lebt heute in New York. Ich gab ihr einen Ausweis, den ich mit den entwendeten Unterlagen des Roten Kreuzes angefertigt habe. Sie floh damals zusammen mit ihrem Freund, der wie ich einen Ausweis des Reichsministers für Bewaffnung und Munition hatte. Dieser Freund sah aber sehr jüdisch aus. Er wurde auf der Reise zur Grenze verhaftet und kam um. Aber meine Cousine ist durchgekommen.

Im Juni 1943, als alles geregelt war, nahm ich den Zug nach Stuttgart. Weil ich im Zug keinen Platz finden konnte, musste ich im Gang stehen. Plötzlich klopfte mir jemand auf die Schulter: <Kriminalpolizei, Ausweiskontrolle!> Ich zeigte meinen Ausweis. <Heil Hitler!> sagte der Beamte voller Ehrfurcht. Ich gab an, ich sei auf Dienstreise und müsse nach Stuttgart. Der Zugführer solle mir das Dienstabteil aufschliessen. Der Kriminalbeamte erwiederte, dies sei nicht seine Aufgabe. Da sagte ich, ob er denn wolle, dass ich bis Stuttgart im Gang stehe. Einige Zeit später kam dann der Zugführer und fragte: <Wo ist der Herr aus dem Reichsministerium für Bewaffnung und Munition?> Ich meldete mich und wurde ins Dienstabteil geführt. Später setzten sich noch zwei Offiziere hinzu. In Stuttgart stieg ich aus.

Dort traf ich Herbert Strauss, der schon vor mir abgereist war. Zusammen fuhren wir weiter Richtung Singen. Herbert Strauss hatte glücklicherweise vorgängig im Branchen-Buch nachgeschaut, was es in Singen für Industrie gab. In Tuttlingen stieg ein SS-Mann in Uniform zu. Das war sehr unangenehm. Wir sahen ihn langsam näherkommen. Er fragte nach unseren Ausweisen. <Was machen Sie in Singen?> wollte er wissen. Da kam uns zugute, dass Herbert Strauss im Branchen-Buch nachgeschaut hatte. Wir gaben an, wir würden die Aluminium-Werke in Singen besuchen. Dies war eigentlich ziemlich blöd, denn es war Sonnabend

---

35 Bei diesem Delegierten handelte es sich um Jean-Edouard Friedrich, dem im Jahr 1999 die *Yad-Vashem-Medaille der Gerechten* verliehen wurde (Tages-Anzeiger vom 7. 9. 1999).

vor Pfingsten. Da besucht man ja nicht unbedingt die Aluminium-Werke in Singen. Aber immerhin, es hat gewirkt.

In Singen wurden wir durch Josef Höfler abgeholt. Wir gingen mit ihm zu Fuss nach Gottmadingen. Es war am späteren Nachmittag. Höfler brachte uns zu einer Strasse, die unmittelbar an der Grenze lag und zeigte uns die Richtung, in die wir gehen mussten. Höfler hat uns also nicht selber über die Grenze gebracht, was wir eigentlich gehofft hatten. Wir waren herb enttäuscht. Da die Strasse bewacht wurde, versteckten wir uns im Strassengraben und warteten die Dunkelheit ab. Die Stunden schienen nicht zu vergehen. Es war schon ziemlich warm, und Höfler brachte uns etwas zu trinken. Er sagte, wir könnten uns ja mit den Flaschen wehren, sollten wir erwischt werden. Wir blieben bis nach Mitternacht im Graben liegen. Da Vollmond war, mussten wir einen günstigen Augenblick abwarten. Als sich eine Wolke vor den Mond schob, kamen wir aus dem Graben, überschritten die Strasse und liefen in die angegebene Richtung.

Wir kamen in einen Wald. Dort griff uns ein Schweizer Zöllner mit Hund auf und brachte uns nach Ramsen. Der Zöllner wollte uns nicht zurückweisen, obwohl wir dies befürchtet hatten. Er war anständig, und ich erinnere mich, wie er uns ein grosses Glas Milch zu trinken gab. Die Nacht verbrachten wir in der Gefängniszelle in Ramsen und kamen dann nach Schaffhausen. Dort sassen wir wieder im Gefängnis. Es war der 12. Juni 1943. Etwa vier Tage lang teilten wir die Zelle mit zwei russischen Kriegsgefangenen und einem polnischen Zwangsarbeiter. Dann wurden wir ins Lager Büsserach verlegt. Darauf kam der Herbert Strauss nach Sierre und ich aus rätselhaften Gründen in ein Serben- und Kroatenlager. Ich sagte der Lagerleitung, ich kann nicht bleiben, da ich orthodoxer Jude sei und nur koscher essen würde. So kam ich in ein jüdisches Lager nach Bourrignon, in der Nähe von Delémont. Dort blieb ich von Mitte Juli bis am 13. Oktober 1943.

An diesem Tag kam ich frei zum Studium nach Basel.»<sup>36</sup>

36 Ernst Ludwig Ehrlich schloss sein Studium in Basel ab und lehrte an Universitäten in Frankfurt, Berlin, Basel und Bern. Er wirkte auch als Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz. Herbert A. Strauss studierte in Bern, übernahm in New York eine Professur und war 1982 Gründungsdirektor des *Zentrums für Antisemitismusforschung* in Berlin. Nach seiner Emeritierung kehrte er 1990 nach New York zurück.